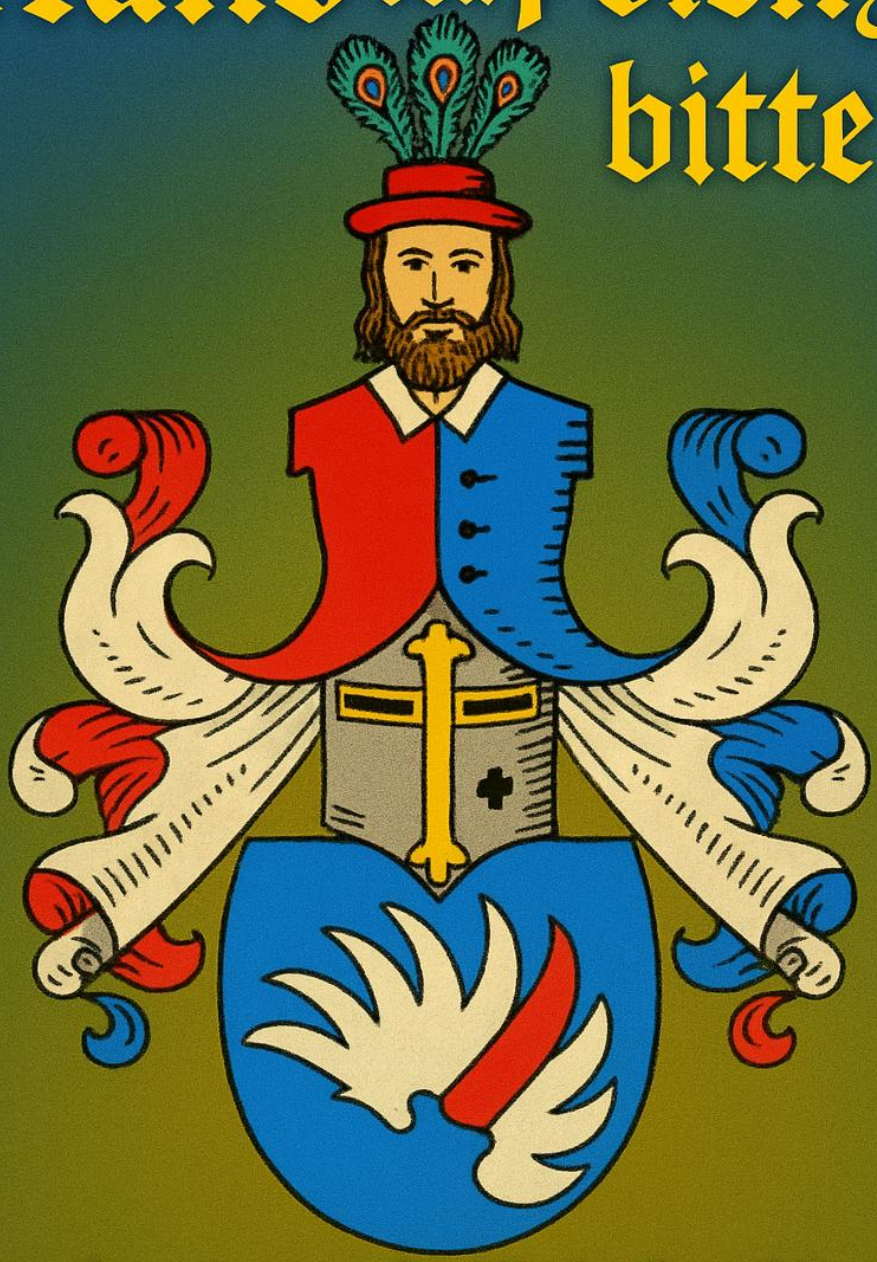
Einmal Hans von Polenz bitte



Populärwissenschaftliche Erzählung

Heinz-Christian Hübner

Einmal Hans von Polenz bitte

Begleiten wir den Vogt der Niederlausitz in seinem Alltag im 15. Jahrhundert –

eine kleine populärwissenschaftliche Erzählung von Heinz-Christian Hübner (2025) aus Basis echter zeitgenössischer Quellen und wissenschaftlicher Forschung

Noch trug das Land keinen festen Namen. Die Hügel, Wälder und Moore, die später als Niederlausitz und Oberlausitz bekannt sein sollten, lagen im Schatten der Zeit – geteilt zwischen der *terra Budissin* und der *terra gorlicensis*, zwei alten Bezeichnungen, die mehr nach Herrschaft rochen als nach Heimat.

Doch in den Kapellen, auf den Märkten, in den Burgen und auf den Feldern lebten Menschen, die keine Namen für ihr Land brauchten. Sie kannten nur den Nebel am Morgen, das Läuten der Glocken, das Klirren der Schwerter – und die Hoffnung, dass aus der Zersplitterung eines Tages ein Ganzes würde.

Hans von Polenz: Ein Morgen in der Knabenstube Schloss Polenz; die Kunst, ein Adliger zu sein

Die Sonne hatte das Land noch nicht wachgeküsst, als Hans von Polenz die Augen öffnete. Die Kälte des Steingemachs, das die nächtliche Kühle atmete, war eine vertraute Empfindung. Ein schmaler Streifen Dämmerlicht kämpfte sich durch den schweren Vorhang, der das Fenster verdeckte, und malte eine blasse Linie auf den Holzboden. Vom Hof her drang das rhythmische Klopfen eines Holzschlägers – ein Stallknecht, der Hafer für die Pferde zermalmte. Hans lauschte einen Moment, ehe er die Decke zurückschlug. Er war nicht nur der Sohn eines angesehenen Hauses; er war ein Gefäß, in das die Hoffnungen und die Verantwortung einer ganzen Sippe gegossen wurden.

Sein Tagesablauf war so streng geregelt wie der Umlauf der Gestirne. Nach dem Morgengebet in der kleinen Kapelle, wo Weihrauch den kühlen Raum erfüllte, begann der Unterricht beim Magister. Ein Geistlicher, dessen schmale Lippen selten zu einem Lächeln

geformt waren, lehrte ihn die Ars dictaminis. Doch das war mehr als bloße Schreibkunst. Es war die Fähigkeit, in einer Welt, die von Urkunden, Verträgen und diplomatischen Schachzügen bestimmt war, zu bestehen. Er lernte, wie man ein Lehen in klare Worte fasste, wie man eine diplomatische Notiz verfasste, die sowohl Respekt als auch die versteckte Drohung eines Schwertschlags enthielt. Latein war die Sprache der Kirche, der Gelehrten und der internationalen Diplomatie – eine Art "lingua franca" des Mittelalters.

Nach dem Unterricht wartete im Burghof der Waffenmeister, ein Mann, dessen Hände so hart waren wie seine Worte. Er lehrte Hans nicht nur, wie man ein Schwert führt oder einen Schild hält, sondern auch die Rittertugenden: Standhaftigkeit, Geduld und Ehre.

"Ein Ritter", knurrte er einmal, während er Hans' Haltung korrigierte, "kämpft nicht für sich. Er kämpft für das, was bleibt, wenn er gefallen ist: den guten Namen der Familie, die Treue zum Fürsten, das Wohl der Untertanen." Die körperliche Ertüchtigung war eine ständige Erinnerung daran, dass Macht nicht nur aus dem Mund kam, sondern auch aus dem Schwert.

Am Nachmittag, in der Stille der Bibliothek, entfloh Hans in eine Welt aus Taten und Mythen. Die wenigen, kostbaren Handschriften, die dort aufbewahrt wurden, erzählten von Alexander dem Großen und Karl dem Großen. Diese Geschichten waren kein bloßer Zeitvertreib, sondern eine moralische Landkarte. Jeder Held, jeder Ritter war ein Spiegel, in dem Hans sich selbst suchte und fragte: Was würde ich tun? Was wäre mein Vermächtnis?

Morgendämmerung auf Burg Polenz: Die Bürde des Erbes

Ein blasses Licht schob sich über die Zinnen der Burg. Hans von Polenz, nun ein junger Ritter, zog den groben Stoff seines Mantels enger um sich. Die Luft schmeckte nach feuchtem Stein und Holz, und der Nebel verschluckte die ersten Rauchfahnen, die aus den umliegenden Dörfern aufstiegen. Vom Burghof her hörte er das Hufgeklapper eines Knappen, der die Pferde für den Tag sattelte.

Hans trat auf den Wehrgang und blickte gen Norden. In der Ferne, fünf Kilometer entfernt, glänzte der weiße Turm der Albrechtsburg. Von dort wurden mit Rauch- oder Lichtzeichen Nachrichten über das Land geschickt. Die Kommunikation war so schnell wie das Licht, so geheim wie ein geflüstertes Wort. Für einen geübten Blick reichten die schnellen Signale, um von drohenden Unruhen, einem Aufgebot zum Krieg oder einem kaiserlichen Besuch zu berichten.

Die Unterredung am Kamin

Das Feuer im Kamin knisterte und warf tanzende Schatten an die hohen Wände der Ratsstube. Es roch nach Rauch, nach Holz und nach dem schweren Wein, den Hans' Vater, der alte Herr Hans von Polenz, in seine silberne Schale schenkte. Hans durfte heute länger aufbleiben. Sein Vater saß auf einem hohen, geschnitzten Stuhl, das Gesicht im Schein

der Flammen. Er war ein Mann von wenigen Worten, aber wenn er sprach, hatte jedes Wort Gewicht.

„Hans“, begann der Alte, ohne ihn direkt anzusehen. Er blickte in die Flammen, als läse er dort die Zukunft. „Du liest von den Helden des Altertums. Du lernst, das Schwert zu führen. Das ist gut. Es sind die Ideale, nach denen ein Ritter streben soll.“ Er machte eine Pause, nippte an seinem Wein. „Aber die Welt, in die du geboren wurdest, ist nicht mehr die Welt der Minnesänger und Dichter.“

Hans schwieg. Er spürte, dass dies mehr als eine einfache Belehrung war. Es war eine Lektion über die Realität, in die er hineinwachsen würde. „Wir leben in einer Zeit des Wandels. Die alten Lehen sind nicht mehr alles. Wir brauchen Zinsbriefe und Urkunden, um unsere Macht zu sichern. Ein Nachbar, der gestern noch unser Freund war, kann morgen schon unser Feind sein. Und die Treue, die Treue zum Fürsten… sie ist ein zartes Gut. Sie wächst dort, wo man sie mit Land und Ämtern pflegt.“ Er drehte sich zu Hans um, und seine Augen, die sonst oft müde wirkten, leuchteten jetzt mit einer klaren, harten Intensität. „Du musst lernen, das Gesetz des Markgrafen zu nutzen, aber auch das Gesetz der Faust. Ein guter Vogt muss beides beherrschen: die Kunst, Verträge zu schmieden, und die Kunst, sie mit dem Schwert durchzusetzen.“

In einer Mischung aus pragmatischer Weisheit und persönlicher Erfahrung erklärte er seinem Sohn die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen Landesherrn und Landadel. Seine Worte könnten etwa so klingen:

„Ein Landesherr mag die Krone tragen, doch ohne den Adel ist sie nur ein schwerer Reif. Wir, die Ritter und Herren, sind seine Arme und Beine – wir führen seine Kriege, verwalten seine Güter, sichern seine Macht. Doch auch wir sind auf ihn angewiesen: auf seine Lehen, seine Gunst, seine Urkunden, die uns Besitz und Recht verleihen. So ist es ein Spiel der Kräfte: Der Herr braucht den Adel, um zu herrschen. Der Adel braucht den Herrn, um zu bestehen. Wer das Gleichgewicht versteht, kann Einfluss gewinnen – wer es missachtet, wird zerrieben zwischen Krone und Klinge.“

Sieh, als ich dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren, damals nur erst Markgraf von Meißen diente, war ich Marschall und Amtmann von Dresden – ich erhielt Land, Einfluss und Schutz. Doch ich musste ihm auch Treue und Dienste leisten, selbst in den gefährlichsten Zeiten. Ich wurde Landvogt, ja, aber ich musste Frieden schaffen, Städte verteidigen, Bündnisse schmieden. Ohne meine Mittel hätte er seine Herrschaft nicht behaupten können. Ich führte seine Banner, ja, aber ich hielt auch seine Feinde fern mit Worten und Gold.

Sein Vater erzählte ihm dann von den Fehden, von Allianzen, die nicht auf Freundschaft, sondern auf gegenseitigem Nutzen basierten. Er sprach über die Notwendigkeit, einen Sohn mit einer wohlhabenden Familie zu verheiraten, um das Land zu vergrößern und die Macht zu stärken. Es war eine Welt, die weit entfernt war von den ritterlichen Idealen, die Hans so verehrte. Eine Welt der politischen Schachzüge, der wirtschaftlichen Entscheidungen und der erzwungenen Bündnisse.

Wenn ein neuer Landesherr gewählt werden muss, weil der alte gestorben ist, dann ist das Geschrei so groß, wie auf dem Jahrmarkt: Händeringend wird verhandelt. Städte fordern Privilegien; Ritter verlangen Ämter; Geistliche bitten um Schutz ihrer Rechte. Es

entstehen Zusagen: Amnestien, Steuererleichterungen, Gerichtsbarkeit für Städte, Schirmbriefe für Ritter. Man verspricht Gefolgschaft — gegen Urkunde und Eid. Das neue Fürstenpaar, häufig auch nur ein einzelner Mann, wird so ein *Bündnisprodukt*: Herrscher und Land in wechselseitiger Abhängigkeit. Gewählt ist ein Mann erst, wenn die Stände ihn huldigen. Die Großen legen ihre Hände auf das Schwert oder auf das Kreuz, sprechen den Eid, der Abgaben, Gerichtspflichten und Kriegsdienste nennt. Der neue Herr vergibt im Gegenzug Lehen, Ämter und Schutz. Die Urkunde wird gesiegelt, Kopien verteilt; so wird Gewissheit geschaffen.

Der Knappe, der von der Not erzählt

Es war ein frostiger Morgen, der Burghof war noch mit einer feinen Schicht Raureif überzogen. Hans ging zum Pferdestall, um sein Pferd zu überprüfen. Dort traf er auf seinen Knappen, den fünfzehnjährigen Lukas, einen Sohn aus einem seiner Dörfer. Lukas war damit beschäftigt, die Sättel zu putzen. Er war klein für sein Alter, aber kräftig und von einer unerschütterlichen Loyalität. „Lukas“, sagte Hans. „Was gibt es Neues aus dem Dorf?“ Der Junge zögerte. „Nun, Herr... die Ernte war dieses Jahr nicht gut. Der Nebel hat das Getreide faulen lassen. Und die Abgaben… die Abgaben sind schwer.“

Hans spürte einen Stich in seinem Inneren. Er wusste, dass das Leben der Bauern hart war, aber es war etwas anderes, es von jemandem zu hören, der es selbst erlebte. Er wusste, dass es die Pflicht seines Vaters und nun auch seine eigene war, die Abgaben einzutreiben. Es war das Fundament ihrer Macht. Ohne das Geld der Bauern gab es keine Bewaffnung, keine Befestigungen, keine Autorität. „Ich verstehe“, sagte Hans ruhig. „Ich werde es meinem Vater vortragen.“ Er wusste, dass es wahrscheinlich nichts ändern würde. Dennoch war dieses Gespräch eine wichtige Erkenntnis für ihn. Es war die erste Lektion in der harten Realität der Herrschaft: Manchmal musste man unpopuläre Entscheidungen treffen, um das Überleben aller zu sichern. Das Wohl der Familie, des Hauses, stand über dem Wohl des Einzelnen.

Ein Wortgefecht auf dem Meißner Marktplatz

Der Wind peitschte durch die Gassen von Meißen, als Hans von Polenz an diesem Tag auf dem Marktplatz stand. Der Anlass war eine Audienz beim Markgrafen, aber die Wartezeit nutzten die jungen Adligen, um sich zu zeigen und zu messen. Es war ein Treffen alter Familien, deren Wappen genauso viel zählten wie ihre Schwerter. Hans stand im Schatten der Frauenkirche, als er einen Blick auf Dietrich von Rochow erhaschte. Dietrich war ein Mann, von dem man sagte, er sei ein Prahler, dessen Reichtum nur noch von seiner Arroganz übertroffen wurde. Er trug ein aufwändiges Wams und sein Schwert war mit kostbaren Edelsteinen verziert – ein Schwert, das vielleicht nie in einem echten Kampf gezogen worden war. „Seht nur, der brave Hans von Polenz“, sagte Dietrich mit einem spöttischen Grinsen, das seine Züge entstellte. Er winkte ein paar seiner Gefolgsleute herbei. „Ich höre, du bist so beschäftigt mit Papieren, dass du kaum noch Zeit hast, dein Schwert zu führen. Ein Ritter, der sein Geld mit Tinte verdient, muss wohl ein armer Schlucker sein.“

Die Anspielung auf seinen Vater und die wachsende Bedeutung der Verwaltung im Hause Polenz war unverkennbar. Hans spürte, wie das Blut in seinen Wangen stieg. Er hatte sich vorgenommen, solche Provokationen zu ignorieren, aber Dietrich hatte einen wunden Punkt getroffen. „Es mag sein, dass mein Schwert öfter in der Scheide ruht als deines, Dietrich“, antwortete Hans ruhig, aber seine Stimme war fest. „Aber meine Familie verdient ihr Land nicht durch leere Worte, sondern durch die Verwaltung und den Ertrag. Und ich schätze, ein gut geführter Hof bringt mehr ein als das eintreffen einer reichen Erbschaft.“ Dietrichs Lachen verstummte. Er trat einen Schritt näher, sein Gesicht verzog sich vor Zorn. „Du wagst es, die Ehre meiner Familie in Frage zu stellen? Ich schlage vor, wir klären das hier und jetzt.“ Er legte die Hand auf den Knauf seines Schwertes. Hans blieb unbewegt, doch seine Augen blitzten. Er spürte die Versuchung, sich auf das Duell einzulassen. Es war das, wofür er ausgebildet wurde. Es wäre die ritterliche Art, die Ehre seiner Familie zu verteidigen. Doch dann dachte er an die Worte seines Vaters, an die strategische Überlegenheit der Diplomatie. Ein offener Kampf würde nur unnötig Blut vergießen, die Familie in einen sinnlosen Streit verwickeln und kostbare Ressourcen vergeuden, nur um einen dummen Prahlhans in seine Schranken zu weisen. „Das wäre unklug, Dietrich“, sagte Hans, und seine Stimme war jetzt wieder ruhig. „Wir sind hier auf dem Grund des Markgrafen. Möchtest du wirklich mit einem unsinnigen Duell seine Gunst riskieren? Oder möchtest du zeigen, dass du ein Ritter bist, der seinen Verstand gebraucht?“

Die Gefolgsleute zuckten. Dietrichs Miene verfinsterte sich, er sah sich um und bemerkte, dass einige Leute von der fürstlichen Wache auf sie aufmerksam geworden waren. Er stand vor der Wahl: entweder er bestand auf einem unsinnigen Duell, das ihn in Schwierigkeiten bringen könnte, oder er musste Hans' Sieg anerkennen. Widerwillig zog er seine Hand vom Schwertgriff. „Das ist noch nicht das letzte Wort, Polenz“, knurrte er. „Wir werden uns wiedersehen.“ Hans nickte. Er wusste, dass das Duell nicht auf dem Platz, sondern vor dem Markgrafen entschieden worden war. Er hatte nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Verstand gekämpft und gesiegt. In diesem Moment wusste er, dass dies die wahre Lektion seines Vaters war: Ein Ritter kämpft nicht nur, er überlegt. Das war es, was ihn von seinen Rivalen unterschied. Das war der Grundstein für seine Karriere als Diplomat und Landvogt.

Es ist Spätherbst. Der Hof seines Vaters- auch sein Name war Hans von Polenz (genannt Heinrich), wie schon der Großvater selben Namens, ist von dicken Nebelschwaden umhüllt. Hans begleiten ihn heute. Sie reiten über das Land, um die Ernte einzuschätzen und die Abgaben einzutreiben. Dies ist auch eine Gelegenheit, ihm die Welt der Bauern zu zeigen, die Basis seiner Macht. Er reitet durch ein Dorf, in dem die Menschen gerade die letzten Garben in die Scheunen bringen. Sie tragen einfache, grobe Leinenhemden und Wollkleidung. Ihre Gesichter sind von der Sonne und der harten Arbeit gezeichnet. Der Geruch von feuchter Erde, Stroh und Tierdung liegt in der Luft. Hans spricht mit einem Bauern namens Karl. Karl erzählt von einem Sommer, der zu feucht war, was die Ernte von Weizen und Roggen beeinträchtigte. Er fürchtet, die Abgaben nicht vollständig leisten zu können. Hans spürt die Last seiner Position. Er muss die Erträge seiner Ländereien sicherstellen, um seinen eigenen Status und seine Verpflichtungen gegenüber dem Markgrafen zu erfüllen. Aber er spürt auch Mitleid mit Karl und seiner Familie. Er könnte hier zeigen, dass er mehr ist als ein unbarmherziger Herr, indem er ihm vielleicht eine Stundung anbietet oder einen Teil der Abgaben in Naturalien akzeptiert.

Das Leuchten der Feuer in der Johannisnacht

Es war eine dieser kurzen, dunklen Sommernächte, in der die Luft warm war und nach feuchter Erde und den blühenden Kräutern der Wiesen roch. Hans stand auf dem Wehrgang seiner Burg, die Geräusche der Nacht in der Ferne. Er war eigentlich auf dem Weg in sein Gemach, aber ein unheimliches, sanftes Leuchten am Horizont hatte ihn innehalten lassen. Dort, wo die Wälder in die Felder übergingen, stiegen Rauchfahnen in den Sternenhimmel und wurden von den Flammen hell erleuchtet.

Sein Knappe Lukas, der ihm unauffällig folgte, trat näher. „Es sind die Johannisfeuer, Herr", sagte er mit einer Stimme, in der sich Ehrfurcht und eine Spur von Nostalgie mischten. „Die Leute in den slawischen Dörfern halten daran fest." Hans runzelte die Stirn. Er wusste, dass die Kirche diese alten heidnischen Bräuche verurteilte. Er hatte in den Predigten gehört, wie der Priester vor den Sitten der Sorben/Wenden warnte. „Sie tun es noch immer, trotz der Kirche?" fragte er. Lukas nickte. „Sie sagen, in dieser Nacht schwindet die Grenze zwischen den Welten. Man tanzt, um die Ernte zu sichern und die bösen Geister zu vertreiben. Und man sucht nach dem Wunderkraut, das nur in dieser einen Nacht blüht." Lukas' Worte waren von einer Magie durchdrungen, die Hans in den kirchengelehrten Büchern nie gefunden hatte. Hans lehnte sich an die kalte Steinmauer und beobachtete die sich im Fackelschein bewegenden Schatten. Er konnte das leise Singen der Menschen in der Ferne hören. Es klang anders als die Lieder, die er in der Kirche oder am Hof kannte – es war roh, urtümlich, verbunden mit dem Land selbst.

In diesem Moment erkannte Hans, dass seine Macht nicht nur auf Lehen und Gesetzen beruhte. Unter der Oberfläche seiner christlichen und deutschen Welt existierte eine andere, ältere Welt. Eine Welt, die man weder mit dem Schwert noch mit einem Gesetzestext bezwingen konnte. Das Misstrauen seines Waffenmeisters, die Vorbehalte des Priesters – alles war ihm plötzlich klar. Er musste lernen, nicht nur die Herzen der Deutschen zu gewinnen, sondern auch die Herzen der Slawen. Er würde ihnen vielleicht niemals vollständig vertrauen, und sie ihm wohl auch nicht. Aber er begriff, dass eine kluge Führung darin bestand, die Bräuche der anderen zu tolerieren, solange sie seine Herrschaft nicht gefährdeten. Der Markgraf in der fernen Burg mochte befehlen, aber hier, auf seinem Land, musste er entscheiden, ob er die Fäden mit Gewalt oder mit Verständnis ziehen wollte. An diesem Abend, im Schein der fernen Flammen, entschied sich Hans von Polenz für den zweiten Weg. Das war der Beginn seiner Diplomatie.

Überlegungen zum religiösen Leben, zur Sprache

Das 15. Jahrhundert war eine Zeit tiefen Glaubens, aber auch wachsender Unruhe. Der spätere Hussitenkrieg war nicht nur ein bewaffneter Konflikt, sondern auch eine religiöse und soziale Bewegung. Hans von Polenz musste sich mit diesen Themen auseinandersetzen, auch wenn sie ihm wahrscheinlich fremd waren.

Die Kommunikation zwischen den deutschen und slawischen Bevölkerungsgruppen war eine spannende Mischung aus Notwendigkeit und kulturellen Barrieren. Die Kommunikation war eine Herausforderung, aber sie war nicht unmöglich. Es gab keine einheitliche Sprache, sondern eine Vielzahl von Dialekten auf beiden Seiten. Das Deutsch der Deutschen: Das Deutsch, das Hans von Polenz sprach, war das Ostmitteldeutsche. Es

war die Sprache des sächsisch-meißnischen Hofes und der Verwaltung. Es unterschied sich deutlich vom heutigen Hochdeutsch. Es war eine frühe Form des Deutschen, das man heute nur schwer verstehen würde. Hans' Sprache klang rauer, grammatikalisch weniger festgelegt und hatte starke regionale Einflüsse. Die Dokumente und Urkunden waren oft in einem formellen Latein verfasst, aber im Alltag sprach Hans einen Dialekt, der die Grundlage für das spätere Obersächsisch bildete.

Das Wendische der Slawen: Die Wenden sprachen eine frühe Form des Sorbischen, die zum westslawischen Zweig gehört. Innerhalb dieser Sprache gab es bereits regionale Unterschiede. In der Niederlausitz wurde ein anderer Dialekt gesprochen als in der Oberlausitz. Das "Oberlausitzer Wendisch" (Obersorbisch) unterschied sich vom "Niederlausitzer Wendisch" (Niedersorbisch). Man kann davon ausgehen, dass diese Unterschiede auch schon im 15. Jahrhundert existierten. Die Dialekte waren zwar verwandt, aber für Nicht-Muttersprachler schwer zu verstehen.

Die damaligen Sprachen könnte sich so angehört haben:

Am Dorfbrunnen: Hans von Polenz reitet mit zwei Knechten vorbei, hält am Dorfbrunnen. Ein wendischer Bauer schöpft Wasser. Die Szene spielt im Frühjahr, der Boden ist noch feucht vom Tau. **Hans:** „Guden Morgen, wendischer Mann. Haste du gesehn, ob de Fuhrleit mit dem Balkenwerk von der Mühl' schon durch is?" **Bauer:** „Dobry den, Herr. Jo, wóni jechali ranô, z dwoma wózoma. (Ja, sie fuhren früh, mit zwei Wagen.)" **Hans:** „Zwei Wagen? Des is' nit gnuch. Mir bräuchten vier, eh der Mond voll is." **Bauer** *(kratzt sich am Bart)*: „Herr, ja, ale drogi su błotne. (Aber die Wege sind schlammig.) Kon'je tonut." **Hans:** „Hm. So schick' ich noch zwei Knecht' mit. Die sollen helfen ziehn, wenn's Rad stecken bleibt. Und sag' dem Müller: er kriegt sein' Lohn, wenn das Holz vor Sankt Georg hier steht."**Bauer:** „Rozumiem, Herr. (Ich verstehe.)"Hans nickt, wirft ihm ein kleines Kupferstück zu. Der Bauer fängt es, verbeugt sich knapp. Die Knechte treiben die Pferde an, und der Tross zieht weiter.

Oder so, auf dem Markt: Zwischen den Ständen drängen sich Bauern, Händler, Handwerker. Der Duft von geräuchertem Fisch, frischem Brot und Pech mischt sich mit dem Rufen der Marktschreier. **Hans von Polenz** *(vom Pferd herab, zu einem Stand mit Leinenballen)*: „Guden Tag, Meister. Was kost der Elle von dem feinen Tuch do?" **Deutscher Tuchhändler**: „Für Euch, Herr, sechs Pfennige die Elle. Is' aus Zwickau, nit aus'm Dorf." **Hans** *(prüft den Stoff)*: „Hm. Glatt is' er, aber dünn. Vier Pfennige, und ich nehm' zehn Ellen." **Tuchhändler** *(schüttelt den Kopf)*: „Fünf, und Ihr kriegt noch'n Strang Garn dazu." Hans nickt knapp, zahlt, lässt den Stoff von einem Knecht verstauen. *Ein paar Schritte weiter, am Fischstand eines wendischen Händlers.* **Hans**: „Dobry den, rybar. (Guten Tag, Fischer.) Was gebt Ihr für den Hecht?" **Wendischer Fischer** *(zeigt auf den Korb)*: „To je dobry ščuk, Herr. (Das ist ein guter Hecht.) Dwa groše." **Hans** *(lacht)*: „Dwa groše? Za to kupim půl prase! (Für das Geld kauf' ich ein halbes Schwein!)" **Fischer** *(grinst)*: „Ale prase neplava. (Aber ein Schwein schwimmt nicht.)" Beide lachen. Hans zahlt einen Groschen und ein paar Pfennige, der Fischer wickelt den Hecht in feuchtes Tuch.

Am Ende des Marktes, bei den Obstständen, ruft eine wendische Bäuerin laut: „Jabłka, jabłka słodke! (Äpfel, süße Äpfel!)" Ein deutscher Junge ruft zurück: „Muttr, hol mir'n Sack voll, eh der Herr alles kauft!"

Die Menschen verständigten sich durch eine Mischung aus Pidgin-Sprachen, gestischer Kommunikation und einem begrenzten Wortschatz an praktischen Wörtern. Ein Bauer, der seine Erzeugnisse auf dem Markt in Meißen verkaufen wollte, lernte vielleicht einige Dutzend deutsche Wörter, die er für den Handel benötigte. Umgekehrt konnte ein deutscher Landvogt wie Hans einige slawische Wörter und Sätze kennen, um sich mit seinen Untertanen zu verständigen. Es war eine pragmatische Kommunikation, die sich auf das Nötigste beschränkte. Das bedeutete, dass die Kommunikation oft von Missverständnissen geprägt war. Ein Wort konnte in einem Dialekt etwas anderes bedeuten als in einem anderen. Hinzu kamen unterschiedliche Betonungen und eine jeweils eigene Satzmelodie. Die Slawen sprachen das Deutsche oft mit einem starken Akzent, der für die Deutschen ungewohnt klang und umgekehrt. Das trug zum gegenseitigen Argwohn bei.

Hans und die Sprachen: Eine lebenslange Reise

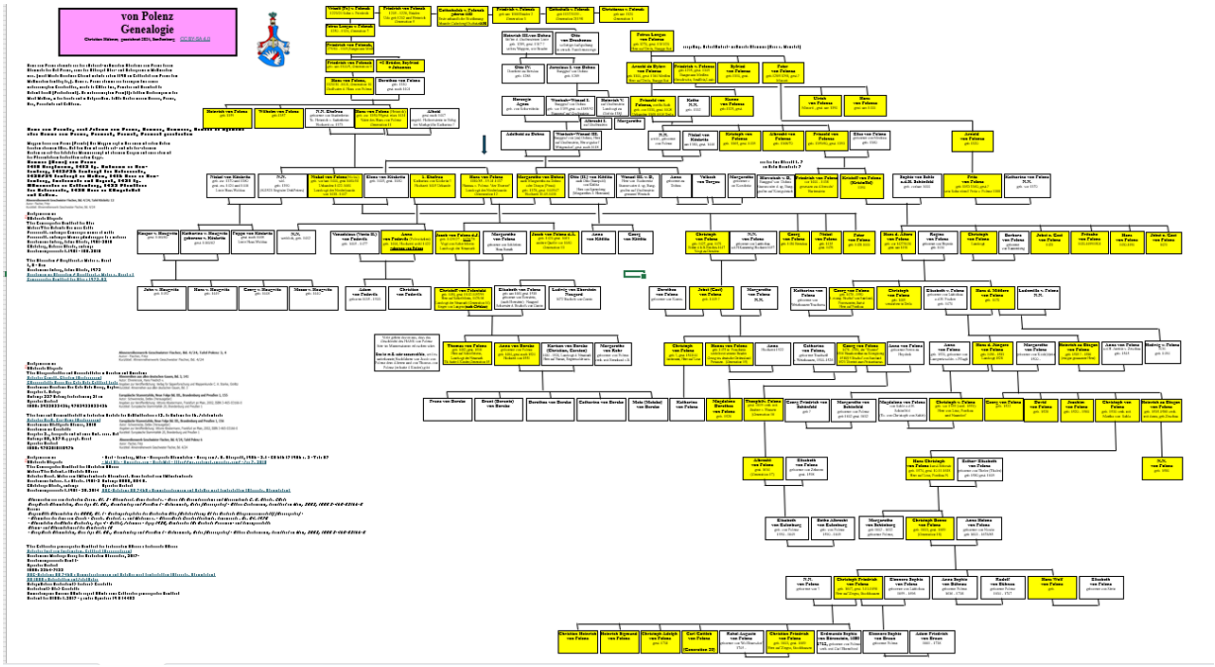
Hans von Polenz' Reise, zwischen der Ober- und der Niederlausitz, wird ihn mit diesen sprachlichen Unterschieden konfrontieren. In der Oberlausitz (Region um Bautzen und Görlitz) wird er wahrscheinlich auf einen leicht anderen sorbischen Dialekt stoßen als in der Niederlausitz (Region um Senftenberg und Cottbus). Der Ritt führte sie immer tiefer in die Niederlausitz. Der Wald wurde dichter, die Kiefern standen enger beieinander und der sandige Boden unter den Hufen der Pferde schluckte jedes Geräusch. Hans von Polenz ritt schweigend neben seinem Knappen Lukas her. Die beiden hatten sich an die langen Stunden im Sattel gewöhnt. Aber nach ein paar Tagen hatte Hans bemerkt, dass Lukas stiller geworden war.

Sie kamen an einer Lichtung vorbei, wo ein alter Mann Holz fällte. Er hatte ein wettergegerbtes Gesicht, das von tiefen Falten durchzogen war. Als er sie erblickte, grüßte er in einem rauen, gutturalen Ton. Lukas nickte knapp zurück, aber er sagte nichts. Nachdem sie weitergeritten waren, fragte Hans seinen Knappen: „Der Mann hat uns gegrüßt. Warum hast du ihm nicht geantwortet, Lukas?“ Lukas zögerte. „Seine Sprache, Herr… sie klingt anders. Es ist Wendisch, aber nicht so, wie wir es in der Oberlausitz sprechen. Es ist rauer, die Vokale sind anders.“ Er hatte Schwierigkeiten, das zu erklären, was er fühlte, eine leichte Fremdheit. „Ich verstehe ihn nur mit Mühe. Und er verstand mich wohl auch nicht.“

Hans, der gewohnt war, dass die Sprache des Knappen für ihn schon eine Herausforderung war, dachte nach. Er wusste, dass es sprachliche Unterschiede gab, aber sie so direkt zu erleben, war eine neue Erfahrung. Es war, als ob er ein vertrautes Lied hörte, das aber in einer anderen Tonart gespielt wurde. Er sah die Distanz, die die Dialekte schufen, wie unsichtbare Barrieren zwischen den Menschen. Die gleiche Sprache, aber doch fremd. Es waren nicht nur die Bräuche, auch die Worte trennten die Menschen.

Später am Tag kamen sie in ein kleines, von Slawen bewohntes Dorf. Hans musste einige Papiere mit dem Dorfschulzen besprechen, die Abgaben für das kommende Jahr betreffend. Lukas übersetzte für ihn so gut er konnte. Aber die Verständigung war mühsam. Die Gesichter der Bauern waren misstrauisch. Hans spürte, dass jedes Wort, das nicht aus der eigenen vertrauten Sprache stammte, als eine Art Bedrohung empfunden wurde.

Hans erinnerte sich an die Worte seines Vaters: „Worte haben Macht.“ Er wartete, bis Lukas die Abgaben in seiner Sprache erklärte, dann stieg er vom Pferd. Er ging auf den Schulzen zu, einen kräftigen Mann, dessen Hände von der Arbeit gezeichnet waren. Hans sagte in einem langsamen, klaren Ostmitteldeutsch: „Wir sind hier, um euch zuzuhören. Wir verstehen eure Lage.“ Und dann, zu Lukas’ Überraschung und zum Erstaunen der Bauern, sagte er in der niederlausitzerischen Variante des Wendischen, so gut er konnte: „Nicht nur nehmen, auch geben. Ein guter Vogt schützt sein Volk.“
Es waren nur wenige, einfache Worte, die er vorher von einem seiner Gefolgsleute gelernt hatte. Aber die Wirkung war spürbar. Der Schulze, der eben noch misstrauisch war, nickte. Ein leichter Hoffnungsschimmer trat in seine Augen. Ein Bauer tuschelte etwas mit seinem Nachbarn, seine Miene hatte sich entspannt. Hans hatte mit einer Geste der Annäherung mehr erreicht als mit allen Drohungen. Er hatte nicht nur das Gesetz des Markgrafen verkündet, er hatte auch ein Band geknüpft, ein Zeichen des Respekts. In diesem Moment begriff er, dass die wahre Macht eines Vogts nicht nur im Schwert und in den Gesetzen lag, sondern auch in den Worten, die die Herzen seiner Untertanen öffneten. Das war das Wesen der Diplomatie.



Grossgenealogie von Polenz (Heinz-Christian Hübner). Hans von Polenz ist bereits die 12. bekannte Generation

Der Übergang im Haus Polenz

Der alte Herr, Hans von Polenz (genannt Heinrich), saß im Ratsgemach vor einem Berg von Urkunden. Sein Gesicht war bleich im Schein des Kaminfeuers, seine Finger, die einst so fest ein Schwert geführt hatten, zitterten leicht, als er eine Zinsurkunde zurechtrückte. Mit fast sechzig Jahren war Heinrich von Polenz spürbar alt geworden, und seine Augen fanden im flackernden Licht kaum noch Halt auf dem engen Schriftbild. Er musste die Bürde seiner Herrschaft langsam loslassen, auch wenn es wider die Natur eines Mannes war, der sein Leben lang die Fäden fest in der Hand gehalten hatte.

Sein Sohn Hans saß ihm gegenüber, die Aufmerksamkeit auf die Berichte eines Untervogts gerichtet, der von Ernteausfällen im Süden sprach.

Der Vater schwieg, er beobachtete seinen Sohn. Er sah, dass Hans' Gesicht die gleiche Entschlossenheit hatte wie das seine in jungen Jahren, aber Hans' Blick war offener. Er sah die Welt nicht nur durch das Prisma der Familienehre und des Krieges. Er verstand, wie ein guter Kaufmann. In den letzten Jahren hatte der Sohn immer mehr Verantwortung übernommen – zuerst nur die Verwaltung der Güter, dann die Verhandlungen mit den Städten und schließlich die Audienzen beim Markgrafen. Hans war nicht mehr der Knabe, den er in die Ritterlehre geschickt hatte; er war sein Vertreter, sein Partner.

Nach einer Weile räusperte sich Heinrich. "Die Abgaben aus Schwarzbach", sagte er, seine Stimme war trocken. "Wir müssen sie um fünf Schillinge erhöhen. Die Markgräflichen Steuern steigen wieder." Hans hob den Kopf. "Das wird die Bauern in Aufruhr versetzen, Vater. Die Ernte war schlecht. Sie haben kaum genug, um selbst zu überleben." Der Alte runzelte die Stirn. "Das ist nicht unsere Sorge. Unsere Sorge ist, dass der Markgraf zufrieden ist. Sonst riskieren wir alles."

Hans Junior dachte nach. Er blickte auf die Urkunden, die vor ihm lagen. "Wir könnten die Zölle auf den Handel nach Böhmen erhöhen. Die Kaufmannschaft kann die Last besser tragen als die Bauern. Das würde uns bei den Bauern die Treue sichern und den Markgrafen zufriedenstellen, ohne einen Aufruhr zu riskieren." Es war eine gewagte, aber strategische Idee.

Heinrichs Mundwinkel zogen sich zu einem fast unmerklichen Lächeln. Er blickte von seinem Sohn zurück auf die Dokumente. Die Zeit der rohen Gewalt war vorbei. Die Welt wurde von klugen Köpfen regiert, nicht nur von starken Armen. Er reichte eine der Urkunden über den Tisch. "Dann mach du das, Hans. Rede mit den Kaufleuten. Verhandle." Es war ein scheinbar einfacher Befehl, aber es war das erste Mal, dass er Hans eine so heikle Aufgabe ganz allein übertrug, ohne ihm danach zu folgen oder seine Entscheidung zu überprüfen.

Es war ein symbolischer Akt, die Übergabe der Macht, ohne dass ein Sterbebett oder ein offizielles Zeremoniell nötig war. Der Sohn war nun der Herr, während der Vater zur grauen Eminenz im Hintergrund wurde. [Die Geschichte wird hier nicht durch Selbstzeugnisse erzählt, sondern durch die offizielle Korrespondenz und Verwaltung].

Unten, im Burghof, warteten die Untervögte. Hans war jetzt der Herr über das Land, und seine Verantwortung war gewaltig. Er nickte Wilhelm von Bohnstedt zu und reichte ihm ein Pergament mit einem kaiserlichen Edikt, das am Vortag eingetroffen war. "Sorge dafür, dass die Urkunden geprüft und die Abgaben pünktlich geleistet werden", befahl er ruhig. Seine Stimme war klar, ohne jeden Widerspruch zu dulden, doch in seinen Augen lag das Versprechen, jedem seiner Untertanen ein gerechter Herr zu sein. Ein Lehensherr war nicht nur ein Krieger, sondern auch ein Richter, ein Verwalter und ein Schutzherr für seine Bauern.

Ein schlanker Knappe brachte ihm Wein und ein gefülltes Tintenfass. Während Hans die Feder ansetzte, schweifte sein Blick über die steinernen Mauern, die auf einer alten slawischen Erdschanze standen. Jeder Strich, den er auf das Pergament setzte, war eine Besiegelung von Verantwortung – für Pfand und Lehen, für Gerechtigkeit und Schutz.

Er wusste, dass die Kraft seines Namens, seiner Familie, nicht nur in der Vergangenheit ruhte, sondern in jedem Tag neu geschaffen werden musste. Die Vergangenheit diente ihm als Fundament, auf dem er die Zukunft aufbaute.

Nach der Schreibtischarbeit führt Hans ein kurzes Pferderennen über den Burghügel hinaus. Das Tier schnaubt, die Hufe wirbeln Staub auf, während er die Klinge am Sattel prüft – ein untrügliches Zeichen, dass er bereit ist, im Notfall selbst aufs Feld zu reiten. Schon bald wird ein Bote aus Senftenberg eintreffen, mit Berichten über die Lage der Grenzbefestigungen und die Stimmung unter den Städtern. Jeder Schritt, jeder Blick, jeder Federstrich rotiert im großen Rad der Politik zwischen Meißen, Böhmen und den lokalen Grafen.

Zurück in der Ratsstube auf seines Vaters Burg, entzündet Hans eine Kerze. Um den ockerfarbenen Tisch sammeln sich Magister, Schultheiß und einige Ritter. Man spricht über Getreideabgaben, über Reparaturen an der Stadtmauer und das wachsende Gerücht von Hussitenaufständen im Norden. „Verlasst Euch nicht allein auf kaiserliche Weisungen", mahnt er. „Vertrauen wir auf das, was wir hier aufgebaut haben." Ein zustimmendes Murmeln erfüllt den Raum. In diesem Moment zeigt sich, wie sehr sein Rat Gewicht hat.

Die Schatten von Senftenberg um 1400

Die Schwarze Elster floss träge durch das Moor, als der Nebel sich wie ein grauer Schleier über Senftenberg legte. Die Burg ragte wie ein dunkler Zahn aus dem Boden, ihre Mauern vom Regen gezeichnet, ihre Türme von Geschichten durchdrungen. Es war eine kriegerische, rechtlose Zeit. Nur das Schwert entschied, wer Recht hatte. Die Hauptsitze der Landesbeschädiger (Raubritter) – Senftenberg, Drebkau, Finsterwalde und Salgast – waren wie eiternde Wunden im Fleisch der Niederlausitz. Raubritter wie Dietrich von Gorenzk herrschten mit eiserner Faust, ihre Männer plünderten Dörfer, erpressten Händler und verschleppten Frauen. Die Burg Senftenberg war ein Raubnest – und Albrecht, sein Sohn, ein Erbe, der sich davor fürchtete.

Jobst von Mähren, seit 1401 Markgraf der Niederlausitz auf Lebenszeit, war bemüht, das Land zu beruhigen. Er ließ das für Urfehden berüchtigte Schloss Drebkau stürmen und sandte Gesandte, um Frieden zu schließen. Doch Dietrich von Gorenzk lachte nur. „Frieden? Ein Wort für Schwache." Albrecht von Gorenzk erinnerte sich an Magda, die ihm einst im Wald das Leben gerettet hatte. Sie war eine Heilerin aus Finsterwalde, klug und schweigsam. „Du musst nicht werden wie dein Vater", hatte sie gesagt. Doch der Weg zur Erlösung war mit Blut gepflastert.

In der Nacht brannte Finsterwalde. Jakob der Schmied stürmte zur Burg, das Gesicht rußgeschwärzt. „Sie haben meine Tochter Magda entführt! Eure Männer!" Albrecht war entsetzt. Er konfrontierte seinen Vater, doch Dietrich schlug ihn nieder. „Du bist kein Gorenzk, wenn du zögerst." Verzweifelt ritt Albrecht durch das sumpfige Gelände südlich von Senftenberg. In der verfallenen Kapelle von St. Wenzel wartete Otto von Kittlitz – Landvogt der Oberlausitz, der gegen die Landesbeschädiger vorging und Burgen wie Salgast und Drebkau eroberte. „Euer Vater hat das Land verwundet", sagte Otto ruhig.

„Doch Ihr… Ihr seid noch nicht verloren.“ „Ihr wollt, dass ich ihn verrate.“ „Nein. Ich will, dass Ihr Euch entscheidet. Nicht gegen Euren Vater – sondern für das Land.“ Otto bot ihm eine letzte Chance: Wenn Albrecht die Tore öffnete, die Menschen schützte, würde sein Name nicht als Dieb in die Chroniken eingehen, sondern als der, der das Ende einläutete.

Albrecht nickte. „Ich werde Euch helfen. Aber nicht für Ruhm. Für Magda. Für Jakob. Für die, die niemand zählt.“

Mit Bruder Konrad und Jakob schlich Albrecht sich in die Keller der Burg. Dort fand er Magda – und viele andere Gefangene. Als Jobsts Gesandter eintraf, war Senftenberg still. Dietrich lag tot – nicht durch Albrechts Hand, sondern durch jene seiner eigenen Männer, die genug hatten von Blut und Feuer. Albrecht übergab die Burg. Magda verschwand in den Wäldern. Otto von Kittlitz ließ die Fahne des Markgrafen hissen. Bruder Konrad schrieb in sein Buch:

„Und so begann der Wandel. Nicht durch Krieg, sondern durch Mut.“

Der Koschenberg bei Senftenberg, Sommer 1404

Der Morgen war still, als Albrecht von Gorenzk den Hügel des Koschenbergs erklomm. Die Luft roch nach feuchtem Gras und glimmender Kohle. Oben stand die kleine Kapelle, aus Fachwerk errichtet, schlicht und doch würdevoll. Ihr Dach war mit Moos bedeckt, die Fenster mit buntem Glas, das das Licht in goldene Streifen brach. Die Kapelle wurde um 1400 noch von der Familie von Köckritz gegründet, die Laurentius als ihren Schutzheiligen verehrte.

Die Kapelle war dem Heiligen Laurentius geweiht – jenem Märtyrer, der auf einem Rost verbrannt worden war und dennoch mit den Worten gestorben sein soll: *„Wendet mich, diese Seite ist gar.“* Ein Heiliger der Standhaftigkeit, der Hoffnung im Feuer.

Albrecht trat ein. Im Inneren kniete bereits Bruder Konrad, der wandernde Mönch, vor dem Altar. Neben ihm stand Otto von Kittlitz, der Landvogt, in schlichtem Gewand, das kaum seine militärische Macht verriet. „Ihr habt mich gerufen“, sagte Albrecht leise. Otto nickte. „Nicht ich. Das Land. Und vielleicht auch der Heilige.“ Bruder Konrad erhob sich. „Diese Kapelle wurde von der Familie von Köckritz gestiftet. Ein Ort der Hoffnung – in einer Zeit, die keine kennt.“ Albrecht ging zum Altar. Dort lag ein rostiges Relief – Laurentius, mit dem Rost in der Hand. Er berührte es vorsichtig. „Ich habe Blut gesehen. Feuer. Verrat. Und ich weiß nicht, ob ich noch glauben kann.“ Otto trat neben ihn. „Glauben ist nicht das Gegenteil von Zweifel. Es ist das Licht, das man trotzdem trägt.“

Draußen läutete eine kleine Glocke – gegossen, wie man sagte, im Jahr 1401, mit der Inschrift: *„hilf mir hellcken sant lavrencivs“* auch mit dem Bildnis des Heiligen Laurentius. Ab dieser Zeit ist auch großer Markt auf dem Koschenberg gehalten worden. Ihr Klang war hell, fast trotzig gegen die Dunkelheit der Zeit. „Senftenberg wird fallen, wenn es sich nicht wandelt“, sagte Otto. „Aber wenn Ihr diesen Ort schützt – wenn Ihr ihn zum Zeichen macht – dann wird man sich erinnern, dass selbst in der schlimmsten Zeit ein Hügel Hoffnung trug.“

Seit 1326 ist Heinrich von Köckritz auf Senftenberg belegt und eine Neigung zum geistlichen Stande hatten viele aus der Edlen Familie und hohe Ämter inne gehabt.

Albrecht sah hinaus. Die Elster glitzerte in der Ferne. Die Kapelle war klein, aber sie stand. Und das war genug. „Dann lasst uns beginnen“, sagte er. „Nicht mit dem Schwert. Mit dem Schwur.“

Die Glocke verklang, blieb noch in den Ohren. Draußen formte sich bereits die kleine Schar der Männer, deren Gesichter vom Schlaf und von Sorgen gleichermaßen gezeichnet waren. Bauern mit staubigen Mänteln, ein paar gewittrig aussehende Knechte, zwei Bogenschützen aus dem Dorf und ein junger Junker, dem man die Unsicherheit noch anmerkte. Sie traten ein, einer nach dem andern, und stellten sich schweigend in dem Halbrund vor dem Altar.

Albrecht hob die Hand, so wie man es von einem Herrn erwarten durfte, doch seine Stimme war nicht herrisch, sondern rau vor Bedacht. „Wir sind nicht hier, um Land zu teilen oder Namen zu besiegeln. Wir sind hier, weil Senftenberg weder Dorf noch Burg allein sein darf. Es ist beides und mehr: eine Lebensader, ein Markt, eine Zuflucht.“ Seine Augen suchten die der Anwesenden. „Wer von euch schwört mir Geleit und Rat, dass wir diese Stätte vor den Gesetzlosen bewahren?“

Ein Murmeln ging durch die Reihe. Der älteste Mann trat vor — Johannes, Stallmeister derer von Köckritz, ein Mann, dem man Jahre der harten Arbeit ins Gesicht geschrieben hatte. Er legte die Hand auf das Holz des Altartisches, als wäre es das Schwert eines Herren. „Ich schwöre es“, sagte er. „Nicht leichtfertig, aber mit der Gewissheit, dass der Koschenberg mehr ist als unsere Höfe.“

Bruder Konrad trat vor, das Gesicht von der Sonne gegerbt, die Hände vom gelebten Gebet rau. Er öffnete ein kleines Buch und las mit klarer, aber milder Stimme: „Vor Gott und den Menschen gelobt ihr, die Wege der Treue zu gehen, den Schwachen Recht zu geben, den Handel zu schützen und nicht dem Raub zu dienen.“ Die Worte sanken wie kühle Hände in die Hitze des Tages.

Plan und Pakt

Otto von Kittlitz war kurz, wie immer. „Wir müssen klug handeln“, sagte er. „Die Raubritter, die unsere Wege unsicher machen, suchen Schwäche. Sie greifen unterwegs Händler, fordern Schutzgeld, bedrohen Frauen und Kinder. Wir können sie nicht mit fünf Männern ausrotten. Aber wir können Märkte sichern, Wachtürme errichten und Handelsposten so stärken, dass das Risiko geringer wird und das Risiko der Räuber sich nicht mehr lohnt.“

Albrecht nickte. „Wir machen aus dem Markt eine Pflicht. Jeder, der in die Stadt kommt, bringt eine kleine Abgabe, um Nachtwachen zu bezahlen. Wer sich dem Schutz verweigert, hat kein Recht auf Hilfe. Wir legen Wegmarken, stellen Posten an den Schlüsselstellen und verpflichten die Fuhrleute, in Konvois zu reisen.“ Er wandte sich an den jungen Junker. „Du wirst die erste Patrouille führen.“ Der Junker schluckte, stammelte ein Ja, als wäre es ein Taufversprechen.

Otto ergänzte: „Und wir reden mit den benachbarten Herren. Viele von ihnen fürchten die Aufruhr, der aus einem freien Koschenberg erwächst. Ein Bündnis der Nachbarn, gegenseitige Hilfe im Fall der Übergriffe — so stabilisieren wir die Lage, ohne fremde Hilfe anzuflehen."

Segen und Schwur

Bruder Konrad schloss das Buch, legte seine Hand auf das Relief des Laurentius. „Wer Schwur und Werk vereint, dem ist der Himmel nah", sprach er. „Nicht jeder Eid wird geprüft durch Feuer und Blut, doch jeder Eid wird geprüft durch Beständigkeit." Er segnete die Versammelten mit ruhiger Geste. Manche küssten das Holz des Altars, andere berührten nur das Relief. Albrecht blieb stehen, die Hand fest auf dem Rostbild des heiligen Laurentius.

Er sprach, nicht laut, doch so, dass es alle hörten: „Ich schwöre, Koschenberg zu schützen. Nicht als Lehensherr, der Befehle verteilt, sondern als Hüter. Wir werden nicht zu Räubern, um Räuber zu bannen. Wir werden Richter sein, wenn nötig — und Barmherzige, wenn es klug ist. Wer mir folgt, folgt einem Eid. Wer mich verrät, wird nicht nur vor Menschen fallen, sondern vor Gott."

Ein dumpfes, kollektiv geflüstertes Amen ging durch den Raum. Die Männer verließen die Kapelle mit einem neuen Gewicht auf den Schultern: Verantwortung.

Erste Taten

In den Tagen, die folgten, geschah mehr als Worte. Alte Holzpfähle wurden zu Palisaden zusammengefügt, eine kleine Wacht am Fuß des Hügels wurde errichtet, zwei Bogenschützen bezogen Posten an den Wegen. Händler bildeten Konvois, die der Junker in Führung nahm, begleitet von einem Knecht, der die Taktik kannte. Ein Vertrag mit den Kaufleuten von Lauchhammer und den Fuhrleuten der Elstertäler wurde geschlossen: feste Handelszeiten, gemeinsame Kassen für die Nachtwache, gegenseitige Haftung für Verluste durch Wegelagerer.

Doch nicht alle entschieden sich sofort. In der Schenke am Marktplatz lauerte Misstrauen. Einige sagten, Albrecht sei zu sanft, andere sprachen von Furcht vor den Räubern, die bald beeindruckender würden und schon die nahe Straße unsicher machten. Und über allem lag die Frage, wie die benachbarten Herren reagieren würden, deren Interesse nicht selten bei ihren eigenen Burgen blieb.

Schatten am Horizont

Eine Nacht, kaum zwei Wochen nach dem Schwur, hörte man das Metall eines Hufes gegen Stein. Ein Bote kam aufgebracht, das Gesicht von Angst entstellt: eine Karawane nahe Kittlitz war überfallen worden, Wagen geplündert, eine Frau entführt. Die Nachricht

verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Albrecht stand am Tor der neu errichteten Wache, den Atem in der kühlen Luft sichtbar, die Hand am Griff seines kurzen Schwertes.

Otto trat an seine Seite. „Das ist die Prüfung“, sagte er. „Nicht die Reden in einer Kapelle, sondern das Knacken der Knochen des ersten Konflikts. Wir müssen jetzt zeigen, ob unser Schwur etwas wert ist.“ Albrecht blickte in die ferne Dunkelheit, wo nur schwarze Formen von Wald und Feld sich abzeichneten. „Dann reiten wir“, sagte er. „Und wir bringen die Frau heim oder lassen unsere Namen vergessen.“

Der Koschenberg aber schwieg, nahm die Schritte auf und gab sie weiter: die Schritte eines Herrn, der nicht mehr nur Eigentum besaß, sondern Verantwortung. Und jene, die ihn begleiteten, spürten, dass aus einem Hügel und einer Kapelle etwas Größeres wuchs: eine kleine Ordnung gegen die Zeit des Raubes.

Die Jagd nach den Wegelagerern

Die Nacht hatte den Koschenberg wie ein Tuch übergezogen, schwer und schwärzer, als die Männer hinausritten. Albrecht saß steif im Sattel, die Speiche des Mondlichts schnitt kalt über sein Gesicht. Hinter ihm folgten der Junker, zwei Bogenschützen, Johannes mit seinem müden Pferd und Otto von Kittlitz, dessen Augen im Schein der Fackeln hart funkelten. Schweigen war ihr Takt; nur die Hufe sprachen leise und gleichmäßig.

Sie fanden die Spur bald: zerbrochene Wagenräder, ein Tropfen Blut am Gras, Fußspuren, die hastig in den Wald führten. Albrecht atmete tief, als wäre er selbst der Wind, und stellte sich vor, wie die Frau in einer Hütte liegend, kalt vor Angst, wartete. Der Gedanke schärfte seine Sinne. „Wir teilen uns,“ flüsterte Otto. „Zwei rechts den Bach entlang, zwei links den Hag, der Rest kommt hinterher.“ So lehrte man Jäger, so dachte man Krieger.

Der erste Schuss kam wie ein Riss in der Nacht. Ein Bogenschütze stieß vor, Pfeil schlug in ein Gestrüpp; ein Fluch, dann ein zweiter Schrei. Bald flackerten Laternen zwischen den Bäumen, Männer stießen zusammen, dann der Aufschrei von Kampf. Albrecht fühlte das Herz gegen die Zähne schlagen. Er stieg ab, rannte, zog den Dolch — nicht, um zu töten, zuerst, sondern um zu zwingen, dass ein Räuber sich ergab. Denn Raub wollte man bestrafen, nicht immer mit Blut, sondern oft mit Recht.

Sie fanden die Hütte: drei Wegelagerer, grob und noch jung genug, dass die Not sie härter gemacht hatte als die Jahre. Eine Frau saß in einer Ecke, der Schleier zerrissen, doch lebendig. Einer der Räuber hob die Hand zum Schlag; Johannes war schneller, drehte ihn mit einer Technik, die er jahrzehntelang an Stall- und Heu geübt hatte. Keine Ehre im Diebstahl, sagte Albrecht, aber auch keine Lust an Blut. „Führt sie heim,“ befahl er. „Und bringt die Jungen vor den Richter hier am Berg. Wer weiter raubt, erfährt das Urteil der ganzen Nachbarschaft.“

Die Männer wurden gebunden und vorgeführt. Einige Nachbarn kamen herbei, rot vom Schrecken, nicht ohne Genugtuung. Dort, mitten auf dem Koschenberg, richteten sie ein improvisiertes Tribunal: nicht lang, nicht blutig, aber öffentlich. Otto sprach: „Die Strafe ist Arbeit für die Gemeinde, Frondienste, und wer einst Recht bricht, den kennt fortan unser Bann.“ Die Jungen senkten den Blick. Albrecht sah in ihre Gesichter und wusste, dass Strafe nicht allein Abschreckung war, sondern auch eine Saat: harte Arbeit, die Wurzel neuer Ehrfurcht.

Die Verhandlungen mit dem Nachbarn

Als die Nachricht von der Befreiung und dem Tribunal in die umliegenden Dörfer trug, bewegte sie mehr als Erleichterung: sie weckte Neugier und Ängste gleichermaßen. Otto hatte recht behalten; die große Prüfung war nicht nur das Schwert — sie war Diplomatie. Am dritten Morgen nahmen Gesandte aus Lauchhammer, Kittlitz und aus einem Herrenhof jenseits des Flusses die Wege auf sich, um mit Albrecht zu reden. In der Kapelle, unter den Augen des alten Reliefs des Laurentius, saßen sie nun zusammen am Tisch.

Der älteste unter ihnen, ein Kaufmann aus Lauchhammer, sprach zuerst: „Ihr habt uns geschützt. Die Händler kommen wieder. Doch sie fürchten die Zeit, wenn ihr fortgeht. Wie lange wollt ihr wachen? Wer bezahlt die Wachleute, wenn die Ernten schmal sind?“ Albrecht legte die Hand auf den Tisch, fest wie auf einen Eid. „Die Kasse bleibt öffentlich. Kein Mann wird übervorteilt. Wer zahlt, bekommt Schutz; wer keinen Beitrag leistet, wird im Zweifel außen vor sein. Aber wir bitten auch die Herren: Gebt uns nicht nur Worte. Schickt eine Schildwache, 20 Mann, die im Ernstfall die Straßen stützen.“

Ein jüngerer Ritter, Gesandter eines nahegelegenen Edelmanns, zog die Stirn kraus. „Warum sollten wir Männer schicken und ihr sie lenken? Wer gibt euch das Recht, unsere Truppen zu kommandieren?“ Die Frage klang wie ein Hahnenschrei im Raum. Albrecht fühlte, wie eine Kälte über den Tisch schlich — die Kälte der Herren, die ihre Hoheit nicht gern teilten.

Otto trat vor, ruhig wie eine Mauer. „Wir fordern kein Recht, das uns nicht gegeben wird. Wir bitten um ein temporäres Bündnis: gegenseitiger Schutz, festgeschriebene Verantwortungen, ein Rat, in dem die Herren Sitz haben. Wir wollen nicht herrschen, wir wollen schützen. Eure Männer bleiben eure Männer; sie handeln in Absprache. Das ist in eurem Interesse, wie in unserem.“

Die Verhandlung dauerte, bis die letzte Kerze niedergebrannt war. Schließlich stimmten die meisten zu — nicht aus Ehrfurcht, sondern aus Nutzen. Ein Zusammenschluss schlich sich ein zwischen Anstand und Not: ein Pakt, handschriftlich bestätigt, mit Siegeln, Zeichen und einer Verpflichtung zur gemeinsamen Finanzierung der Wachen.

Die Herausforderung des mächtigen Ritters

Nicht alle jedoch sahen die neue Ordnung gern. Wochen später ritt ein schwer gepanzerter Ritter heran, so groß an Statur wie an Namen, sein Wappen weithin bekannt und gefürchtet. Er war von einem Herrenhaus jenseits des Waldes, ein Mann, dessen Ahnen Burgen hielten, und dessen Anspruch die Region noch kannte. Er stieg vom Pferd mit der Ruhe eines Mannes, der gewohnt war, dass ihm Türen geöffnet wurden.

„Ihr seid der Herr von Koschenberg?“ fragte er, als hielte er ein Urteil in seiner Stimme. Albrecht nickte, nicht eilfertig, aber ohne zu fürchten. „Ich habe gehört, ihr erhebt Anspruch auf Schutz, als wärt ihr ein Fürst. Was gebietet euch die Macht dazu?“

Die Schergen des Ritters blickten spöttisch; die Männer des Berges standen eng beisammen. Otto warf einen flüchtigen Blick auf Albrecht; es war die Stunde, die Reife

des jungen Herrn zu prüfen. Albrecht trat vor, die Stimme klar. „Ich erhebe keinen Anspruch, um zu herrschen. Ich nehme die Pflicht an, um zu bewahren. Wenn ihr ein Recht habt, uns zu prüfen, so tut es. Kommt in den Rat. Bezeugt, wenn ihr seht, dass wir Unrecht tun. Wenn nicht, so lasst unseren Pakt stehen."

Der Ritter lächelte kalt. „Gepriesen sei eure Demut. Doch Worte wie diese haben schon manches Mal Deckung für Schwäche geboten. Prüfen wir es auf die ehrliche Art: ein Turnier? Ein Duell? Oder lieber die Probe, wie ihr in der Nacht gegen Räuber führt?" Er deutete auf die Männer ringsum. „Wenn ihr standhaltet, will ich euch gelten lassen. Wenn nicht, werden meine Männer diese Wege schützen — und ihr seid dann nur Schatten eines Versprechens."

Es war eine Falle zwischen Stolz und Gewalt. Albrecht spürte die Menge atmen. Er hätte den Ritter herausfordern können, allein, in Wut, in Ehrgeiz. Stattdessen nickte er langsam. „Lasst uns die Probe der Tat wählen," sagte er. „Bringt eure besten Männer in unsere Nachtwachen, gebt uns drei Vollmonde; wenn in dieser Zeit Händler sicher verkehren, dann erkennen wir eure Hilfe als unnötig an. Wenn nicht, dann sollt ihr Recht behalten."

Der Ritter stutzte, überrascht von der Klugheit. Ein solcher Vorschlag barg Risiko für beide Seiten, aber es war eine, die Ehre und Vernunft verband. Schließlich stimmte er, nicht ohne zu warnen. „Dann sei es so. Eure Tapferkeit wird bald geprüft."

Als die Gestalten sich lösten, blieb ein Flüstern der Anerkennung. Albrecht wusste, dass diese Probe mehr war als ein Versprechen — sie war ein Bündnis mit der Zukunft. Und als die Männer des Berges in die Nacht ritten, verstanden sie, dass Ordnung nicht nur durch Schwerter erzwungen, sondern auch durch kluge Verträge und standhafte Taten gezeugt wird.

Ein Bund im Schatten der Mauern – Hochzeit 1405

Der Frühling hatte Burg Polenz in ein mildes Licht getaucht, als Hans von Polenz zum ersten Mal heiratete. Die Urkunde, mit feinem Siegel versehen, sprach nüchtern von Besitz, Bündnis und Herkunft – doch in den Augen der Anwesenden lag ein stilles Versprechen: Die Verbindung mit Katharina von Köckritz, Tochter eines angesehenen Adelsgeschlechts aus der Oberlausitz, sollte nicht nur Haus und Namen stärken, sondern auch die Stellung des jungen Landvogts festigen. Die Hochzeitsmesse fand in der kleinen Kapelle der Burg statt, deren Wände noch den Duft von Weihrauch und frischem Kalk trugen. Katharina trat in einem Gewand aus blassgrünem Brokat vor den Altar, das Haar schlicht geflochten, die Hände ruhig gefaltet. Hans, kaum zwanzig Jahre alt, wirkte gefasst – doch wer genau hinsah, erkannte die Spannung in seinem Kiefer, das kurze Zucken der Finger, als der Priester das „Ja" verlangte.

Die Gäste strömten nach der Messe in den Rittersaal. Über den langen Tafeln flimmerten die Kerzen, und der Duft von gebratenem Wildschwein mischte sich mit dem säuerlich-süßen Aroma von Mandelwein. Draußen zirpten die Grillen, doch drinnen herrschte das gedämpfte Raunen von Stimmen, die sich in höflichem Ton erhoben und senkten.

Die Feuer knisterten, die Töpfe dampften, und der Duft von gebratenem Wild lag schwer in der Luft. In der großen Küche des Hauses Polenz herrschte geschäftiges Treiben, doch als der Oberkoch die Stimme erhob, verstummten die Messer, die Kellen und das Murmeln.

„Hört gut zu, ihr jungen Löffelschwinger und Tellerträger“, begann der Oberkoch, die Hände auf dem Bauch verschränkt. „Heute speisen wir nicht wie gewöhnlich. Heute kommt der Landvogt selbst – und mit ihm seine Braut. Das bedeutet: Ordnung, Anstand und ein Tisch, der mehr spricht als wir alle zusammen.“ Er ging langsam an den Reihen der Küchenjungen vorbei, sein Blick streng, aber nicht ohne Wärme. „Die Speisenfolge – vergesst, was ihr von den Franzosen gehört habt. Hier in der Niederlausitz, wie überall im mitteldeutschen Raum, kommen die Gänge nicht nacheinander, sondern nebeneinander. Große Platten, versteht ihr? Fleisch, Fisch, Brot, Beilagen – alles auf einmal. Und achtet auf den Fisch! Fasttage sind zahlreich, und der Pfarrer zählt mit.“

Er hielt inne, hob einen Zinnbecher.

„Das Geschirr – Holz und Zinn für die meisten. Keramik für die Gäste, die zählen. Und wenn ihr einen Pokal seht, dann wisst: Der sitzt oben an der Tafel. Glas? Nur für die, die mehr Gold als Blut in den Adern haben.“ Ein leises Lachen ging durch die Reihen.

„Die Sitzordnung ist kein Spiel. Der Herr sitzt oben, die Braut zu seiner Rechten. Ihr bringt die Platten zuerst dorthin. Und wehe, jemand reicht dem Knecht zuerst das Wildschwein – dann reicht er euch morgen die Kündigung.“ Er trat an den großen Tisch, wo die Servietten lagen. „Tischsitten, meine Freunde. Messer bringt man sich selbst mit – Gabeln sind noch ein Gerücht. Gegessen wird mit den Fingern, mit Brot als Schaufel. Aber bei Hochzeiten? Da wird nicht geschmatzt. Da wird gewischt – mit Leinentüchern, nicht mit Ärmeln. Und gesprochen wird höfisch, nicht wie auf dem Feld.“

Er griff nach einer Flasche.

„Zum Trinken: Mandelwein, Würzwein, Dünnbier. Wein ist teuer – wer ihn bekommt, hat etwas zu sagen. Bier? Das brauen wir selbst. Und wenn ihr den Braukeller betretet, dann mit Respekt.“

Ein letzter Blick in die Runde.

„Und denkt an den Brauch: Nach dem Hochzeitsmahl wird der ganze Tisch abgeräumt. Symbolisch, versteht ihr? Ein neuer Tisch, ein neues Leben. Die Reste gehen an euch – oder an die Armen. Beides ist ein Werk der Mildtätigkeit. Also achtet darauf, was ihr wohin tragt.“

Er lächelte.

„Heute ist kein Tag für Fehler. Heute ist ein Tag für Geschichte. Und ihr – ihr seid die Hände, die sie servieren.“

So begann im Hintergrund, hinter den breiten Türen, die eigentliche Arbeit. In der schwarzen Küche drängten sich die Bediensteten, erhitzte Gesichter über kupfernen Kesseln, über Pfannen mit schimmerndem Fett. „Noch mehr Brote herauf!“, rief eine Magd

mit hochrotem Kopf, und ihr Arm zitterte, als sie den Korb packte. Der Knecht an ihrer Seite schnaufte, schob den Holzdeckel vom Fass und schöpfte den Wein, die Ärmel längst durchtränkt.

„Sie essen, als hätten sie nie ein Mahl gesehen," murmelte Diener, und seine Stimme klang nicht ohne Bewunderung, aber auch mit Erschöpfung. „Und wir tragen, als wären wir selbst Maultiere." „Sei still," entgegnete die Magd knapp. „Wenn der Vogt es hört, heißt es wieder, wir seien undankbar." Sie setzte den Korb ab, strich das Haar aus der Stirn und griff erneut zu.

Der Aufstieg über die schmale Treppe war beschwerlich. Zwei Männer hoben gemeinsam die hölzerne Platte, auf der das nächste Wildschwein lag. „Langsam, Hansl, sonst rutschen wir wieder," keuchte der eine. „Ich sag's dir, besser wär's, wir hätten gleich Räder unter den Tisch gebaut," erwiderte der andere und lachte kurz, obwohl der Schweiß ihm die Augen brannte.

Drinnen im Saal klatschte höflicher Beifall, als die Platte auf den Tisch gesenkt wurde. Der Braten glänzte, und die Gäste griffen sofort zu. Doch kaum war das Messer angesetzt, rief schon jemand nach neuem Wein, nach frischem Brot, nach Honigkuchen.

In der Küche stapelten sich die Teller, Krüge und Schüsseln, eine Flut von Holz und Zinn. „Ein Wunder, dass der Kalkofen nicht gleich zusammenbricht," murrte die ältere Köchin, die mit geröteten Händen die Teller schrubbte. „So viel Fett rinnt, man könnte die Mauer damit streichen." „Ach, lass sie doch," meinte die Jüngere neben ihr, „heute ist Hochzeit. Einmal im Leben darf's mehr sein."

Und als die letzte Tranche Fleisch gereicht war, kam der Befehl, den ganzen Tisch abzuräumen. Nicht nur die Teller und Krüge – nein, die Diener packten die Platten, die Krümel, die verschütteten Tropfen, und mit einer einzigen, schwerfälligen Bewegung hoben sie die Bohlen selbst an, die Beine quietschten, das Holz ächzte. „Den ganzen Tisch raus," hieß es.

„So ist's Brauch," sagte der eine Knecht, während er sich mit dem Rücken gegen das Gewicht stemmte. „Ein frischer Tisch für ein neues Leben. Doch ich sag dir – schöner wär's, wenn jemand anders ihn tragen tät." „Halt den Mund und heb!" erwiderte sein Kamerad, und gemeinsam schwankten sie hinaus in die Halle, wo der Tisch dumpf gegen den Boden schlug.

Nach und nach erstarb der Lärm. Die Gäste lehnten zurück, die letzten Krüge wurden gefüllt. In der Küche herrschte noch immer Hektik: Das Wasser musste geschleppt, die Schüsseln gescheuert, der Boden gekehrt werden, bevor der erste Hahnenschrei nahte. „Sie reden von Bündnissen und Ehre," sagte die Magd leise, als sie ein Bündel Brotreste sammelte. „Doch wir sind es, die am Ende den Saum der Nacht abtragen."

Sie hielt inne, blickte durch die halb geöffnete Tür in den Saal. Hans von Polenz und Katharina von Köckritz hatten sich erhoben, schritten würdevoll hinaus, begleitet vom höfischen Gemurmel. Einen Augenblick lang lag stilles Staunen in den Gesichtern der Bediensteten, ein Hauch von Feierlichkeit, der selbst den rußgeschwärzten Herd überstrahlte.

Dann griff die Köchin nach dem nächsten Kessel. „Genug gegafft. Die Hochzeit ist für sie – für uns bleibt die Arbeit." Und mit einem kräftigen Schlag setzte sie das Wasser über die Glut. Das Holz knackte, der Rauch stieg auf, und das Fest klang aus im Schaben, Scheuern, Schleppen – jener stillen Musik, ohne die keine Tafel je gedeckt, kein Tisch je wieder hinausgetragen worden wäre.

Nach dem Mahl im Rittersaal, bei dem Wildschwein, Honigbrot und Mandelwein gereicht wurden, zog sich das Paar in die Gemächer zurück. Die Nacht war still, nur das Knarren der Balken begleitete die ersten Stunden ihrer Ehe. Niemand sprach von Liebe – das war nicht die Sprache dieser Zeit. Doch Hans spürte, dass Katharina ihm mit klarem Blick begegnete, mit einer Würde, die ihm vertraut war.

Die Jahre vergingen, und die Ehe blieb kinderlos. Katharina wurde stiller, ihr Gang langsamer, die Farbe aus ihrem Gesicht wich. Man sprach von einem Fieber, das sie nicht mehr verließ – vielleicht Typhus, vielleicht die Schwindsucht. Die Heiler kamen, rührten Salben und Tinkturen, flüsterten Gebete. Doch nichts half. Im Winter des Jahres 1417 war ihr Atem flach, ihre Stimme kaum mehr hörbar. Hans saß an ihrem Bett, hielt ihre Hand, sprach leise von den Feldern bei Großkoschen, von den Pferden, die sie einst gemeinsam ausgesucht hatten. Als sie starb, war die Kerze am Fenster längst erloschen. Eine Scheidung war nie Thema – nicht in dieser Welt, in der Bündnisse mehr galten als Gefühle. Doch Hans trug die Trauer wie einen Mantel, den er nicht ablegen konnte. Erst im Jahr 1418, als die politischen Verhältnisse neue Verbindungen verlangten, trat er erneut vor den Altar. Die zweite Ehe war ein Schritt auf dem Weg zur Macht – doch die Erinnerung an Katharina blieb, wie der Duft von Lavendel in einem alten Gewand.

Hans von Polenz – Monolog über Senftenberg, anno 1408

Senftenberg... ein Ort, der mehr Fragen stellt, als Antworten gibt." Die Mauern sind alt, aber nicht ehrwürdig. Die Straßen sind schmal, die Märkte leer. Die Mühlen klappern, doch sie mahlen kaum Gewinn. Und doch – ich sehe etwas darin. Nicht Reichtum. Noch nicht. Aber Möglichkeit. Die Stadt ist arm. Das weiß jeder. Die von Köckritz haben sie abgestoßen, die von Penzig nicht halten können. Ein Ort, der wandert wie ein Spielstein zwischen Händen, die ihn nicht begreifen. Und nun liegt sie vor mir – zum Kauf. Zum Risiko.

Was ist sie wert? Nicht in Groschen, sondern in Einfluss. Sie liegt zwischen den Strömen der Macht: Böhmische Lehnshoheit, sächsischer Ehrgeiz, Adelsfehden wie Wetterzüge. Wer hier sitzt, sitzt nicht ruhig – aber er sieht viel. Ich frage mich: Will ich das? Will ich eine Stadt, die mir mehr Ärger als Ehre bringt? Oder will ich eine Bühne – für das, was ich werden kann? Eine Hammermühle wäre in meinen Überlegungen ein Anfang. Eisen, Korn, Handel. Zwölf Scheffel Korn für den Pfarrer. Ein Tropfen auf das Gewissen der Kirche, ein Strom für die Wirtschaft. Eisen für die Händler, Brot für die Prediger. So baut man Einfluss, nicht mit Bannern, sondern mit Bilanzen. Wenn ich sie genehmige, wenn ich sie lenke – dann wächst etwas. Nicht nur Besitz, sondern Struktur. Und mit Struktur kommt Ordnung. Und mit Ordnung kommt Einfluss.

Aber Einfluss ist ein zweischneidiges Schwert. Wer zu früh greift, schneidet sich. Wer zu spät, verliert ihn. Ich muss entscheiden – nicht aus Gier, sondern aus Klugheit.

Senftenberg liegt geduckt zwischen Feldern, Mooren und Teichen, seine Kirche ragt aus dem Band kleiner Häuser wie ein Finger, der noch etwas ersehnt. Der Markt atmet leise: Händler, die Körbe rücken, Bauern mit staubigen Schuhen, Frauen, die heimlich hoffen, dass jemand kommt, der nicht nur nimmt. Du stehst nicht als Herr da, sondern als Hüter — mit der Abwägung eines Kaufmanns und dem Blick eines Beamten.

„Senftenberg ist keine Perle. Noch nicht. Aber vielleicht ein Kiesel, der glänzt, wenn man ihn wendet." Ich sehe die Kirche, den Markt, die Felder. Ich sehe die Menschen, die hoffen, dass jemand kommt, der nicht nur nimmt. Ich sehe mich – nicht als Herr, sondern als Hüter. Vielleicht.

Die Mauern sind alt, die Gassen eng. Doch was zählt, sind nicht die Steine – es sind die Rechte, die darin ruhen. Stadtrecht, Landrecht, Kirchenrecht. Ein Flickenteppich aus Privilegien und Pflichten, aus Gunst und Gewalt. Wer hier herrschen will, muss mehr als ein Schwert führen. Er muss rechnen können.

Hans von Polenz erwarb die Stadt in den Jahren um 1407, als die politischen Winde in der Niederlausitz wechselhaft bliesen. Der Besitz ging aus einem Tausch- und Kaufwirrwarr hervor: vormals böhmische Lehen waren in den Händen wechselnder Herren gewesen, zuletzt hatte ein regionaler Adliger oder Lehensmann Sorgen um seine Kassen, sodass er bereit war, die Rechte an Stadt und Amt zu veräußern. Er trat ein als Käufer, weil er die juristischen Titel und das Stadtrecht brauchte: die Stimme im Rat, das Recht auf Zölle, das Recht, Amtsleute zu ernennen — alles Dinge, die Zinsen und Sicherheit versprachen.

Ich habe gekauft, und doch... ich verkaufte 1408 auch wieder. Politik und Krieg sind hungrig; Geld ist flüchtig, Schutz ist dauerhaft. 1408 bot mir Friedrich der Streitbare aus dem Hause Wettin an, die Stadt zu kaufen — 1400 Schock böhmische Groschen auf dem Tisch. Ich sah die Münzen, aber ich wägte auch anderes ab: die Bewegung seiner Truppen, die Expansionslust eines Markgrafenhauses, das sich Schritt für Schritt die Landschaft einverleibte. Hans von Polenz verkaufte nicht, weil er arm war, sondern weil der Verkauf ein strategischer Zug war. Der Preis sicherte den Schutz des Landesherren, verhinderte ein gewaltsames Eindringen und legalisierte eine Machtverschiebung, die sonst mit Blut gezeichnet worden wäre. Später war er erleichtert, die Abwägung so gut getroffen zu haben- nämlich als Friedrich der IV. ab 1423 Herzog wurde, und als nun genannt: Friedrich I. Kurfürst und Pfalzgraf von Sachsen wurde, denn mit ihm ging die Kurfürstenwürde für Sachsen von den Askaniern auf die Wettiner über.

Die Bedingungen und sein Verzicht auf das Geld und sein Status danach

Formal ging die Herrschaft über Stadt und Gericht über auf Friedrich IV., Hans von Polenz nahm die Münzen aber nicht an. Er akzeptierte das Geschäft als politische Versicherung. Seine Priorität war nicht der Schatz, sondern die Sicherheit seiner Person und eines Amtes. Das Geld bezahlte Truppen, stellte Garnisonen und besiegelte einen Machtwechsel, der dir Raum ließ, zu bleiben — nicht als Lehnsherr, sondern in einem anderen Rang.

Hans von Polenz blieb Amtmann von Senftenberg. Ein kluger Rückzug – kein Verlust. Er trug weiterhin die Amtsinsignien, führte Akten, verhandeltest mit Kaufleuten und Bauern. Doch die Last der hohen Gerichtsbarkeit und die volle Souveränität waren nun nicht mehr

dein Eigentum. So erlangte er Einfluss ohne die Verantwortung als oberster Herr: Stimme ohne die volle Last, Prestige ohne die letzte Entscheidung. Und zumindest interimsmäßig wurde er für dieses Jahr durch König Wenzel jetzt auch Landvogtei der Niederlausitz. Ein prestigeträchtiges Amt – mit Einfluss und Einnahmen.

Hans von Polenz geht auf den Vorschlag ein und gründet 1408 Koschen

Der Morgen war still, als sich eine kleine Schar am Fuße des Koschenbergs versammelte; Tau lag in den Gräben, und die Elster blitzte wie ein silberner Faden im ersten Licht. Zwischen Weiden und Schilfrohr hockten einfache Hütten aus Holz und Lehm, ihre Dächer vom Regen gepresst, die Wege noch weich vom Nachtwind.

Hans von Polenz stieg vom Pferd, der Sattel noch feucht, und trat mit jener Entschiedenheit voran, die aus Jahren an Grenzpfählen und Urkunden kam. An seiner Seite Bruder Konrad, ein Mönch mit ruhigem Blick und Kenntnis alter Rechte, dahinter Heinrich von Polenz, der Vater, kräftig und schweigsam, und Miklaw, ein sorbischer Fischer, dessen Hände vom Netzflicken waren und dessen Augen das Spiegelbild der Elster kannten.

Die Dorfbewohner blieben stehen: Kinder tollten barfuß über den Anger, Frauen trugen Körbe, Männer musterten die Neuankömmlinge mit vorsichtiger Neugier. Jasna, die Tochter einer Korbflechterin, trat vor mit einem groben Leinentuch im Haar und einer kunstvoll geflochtenen Reuse in der Hand; ihr Schweigen hatte Gewicht, ihre Stimme Autorität in einem Ort, der wenig Worte verlor.

„Kosua“, nennen wir unseren Wohnplatz an der Schwarzen Elster sagte Miklaw leise, „so nannten es die Alten schon. Ort der Körbe, Ort der Fische.“ Hans kniete sich kurz, nahm die Reuse, spürte die Arbeit darin, und nickte. „Ein ehrlicher Name. Ein ehrliches Werk.“

Bruder Konrad deutete auf den sanften Hügel der in dieser flachen Gegend Koschenberg genannt wurde und wo eine kleine Kapelle dem Heiligen Laurentius geweiht war; Pilgerpfade, halb verwachsen, führten dorthin, und die Leute kamen zum Beten wie zum Handel.

Hans entfaltete ein Pergament, den Zinsbrief, und las die ersten Zeilen vor: die Hammermühle am Weg zur Gabelung, zukünftig als Öl- Hirse und Getreidemühle betrieben; zwölf Scheffel Korn jährlich für den Pfarrer; Wegeunterhalt geregelt; Markt an Laurentiustag.

Er sprach nicht von Lehen, er sprach von Verpflichtung. „Ich will es nicht besitzen“, sagte er, „ich will es stiften. Keine Mauern, sondern Vertrauen.“ Sie pflanzten eine Weide am Rand des Angers, setzten die Hand an denselben Erdstreifen, auf dem künftig Pfosten, Zäune und Gemeinschaft ruhen sollten.

Man hängte kein Wappen, man schlug keine Burgmauer; man markierte einen Anfang mit einem lebenden Zeichen. Miklaw legte den Mühlenplan dar, Jasna versprach Arbeit und Netz, Bruder Konrad segnete den Zins. Heinrich sah zu, und in seinem Blick lag Zustimmung — nicht Triumph, sondern das ruhige Anerkennen eines Wandels. Im Herbst 1408 roch Großkoschen nach feuchtem Holz, frischem Mehl und Rauch aus den Backöfen;

die umgebaute Mühle mahlte gleichmäßig, nicht mehr Hammer auf Erz, sondern Korn für Brot und Saat. Miklaw, nun Mühlenwart, verbeugte sich steuernd vor dem hölzernen Rad; Jasna brachte Roggenkörbe, und Kinder teilten das erste Brot, ohne Streit.

Über dem Eingang hing ein geschnitztes Schild mit der Inschrift: Kosua — Korn aus Wasser. Heinrich murmelte: „Aus Eisen Mehl gemacht." Hans legte die Hand an das Rad, spürte die Drehung, und sagte leise: „Sie wird mahlen. Damit wächst nicht eine Herrschaft, sondern eine Gemeinschaft."

Feste und Rituale in Großkoschen

Am Laurentiustag füllt sich der Anger mit Leben; die Glocke der Kapelle schlägt langsam, und eine Prozession aus Männern, Frauen und Kindern geht den Pfad hinauf, Kerzenflackern im Wind. Händler stellen ihre Tücher auf, Körbe voller geräuchertem Fisch und frisch gebackenem Brot wechseln die Besitzer, während aus einer Holzlaube gedämpftes Lachen dringt. Vor der Kapelle löst sich die Prozession, und ein einfacher Taubenauftrieb wird vollzogen: zwei Tauben steigen kreischend auf, ein leiser Hauch von Federn und Staub, dann Ruhe.

Danach brechen die Menschen das Brot gemeinsam — grobe Laibe, in der Mitte geteilt, salziger Fisch daneben — und wer Hunger hat, isst und bedankt sich lautlos mit einem Nicken; Markthandel und Andacht verschmelzen, und die Einsicht wächst, dass das Dorf ein Ort ist, an dem sich Mühe lohnt.

Beim Erntedank sind die Wege gesäumt von kleinen Opfergaben: Ährenbündel, eingesteckte Brote, eine Weinblase an einem Ast — Gaben, die den Feldwegen Glanz verleihen. Am Nachmittag versammeln sich die Familien zum gemeinsamen Heben: Wagen werden abgeladen, schwere Garben getragen und gemeinsam in die Scheunen gehoben; kräftige Hände greifen kräftige Hände, das Keuchen mischt sich mit Spott und Gesang. Alte Frauen legen Salz und Speck in die Mitte des Haufens, Kinder basteln Blumenketten, und wenn der letzte Korb steht, wird ein Horn gestoßen. Das Ritual stärkt die Gemeinschaft durch Arbeit; wer geholfen hat, gehört dazu, und wer geholfen wurde, schuldet nichts als Nähe.

Die Sage von der Blauen Blume vom Koschenberg

Am Abend, wenn Nebel wie feines Leinen die Weiden umhüllte, saß Jasna am Fuß des Koschenbergs und lauschte dem Flüstern der Elster. Die Alten sagten, die Wenden hätten einst eine Blume gekannt, blau wie tiefe Quellwasser, die nur im Schutz der Kapelle blühte und Kranken Heil, Schwangeren Mut und Bauern guten Segen brachte. Niemand pflückte sie; wer es versuchte, fand am nächsten Morgen nur nasse Fußspuren und das leise Lachen des Hügels.

An einem Laurentiustag, nach dem Taubenauftrieb, schlich ein fremder Sänger heran, müde von Wegen und mit den Augen voller Sturm. Er suchte die Blume, nicht aus Gier, sondern weil seine Schwester im Fieber lag. Jasna führte ihn über Trampelpfade, zeigte ihm die verwitterten Steinstufen zur Kapelle und zog dann die Hand zurück, als ein blauer Schimmer zwischen Schilf und Moos aufblitzte. Stumm kniete der Sänger nieder; das Licht der Kapelle fiel auf die Blüte, und für einen Atemzug roch die ganze Welt nach Roggen und Regen.

Er pflückte nicht. Stattdessen sang er ein leises Lied, und die Blume neigte sich wie antwortend. Als er ging, trug er nichts als Hoffnung in der Brust; seine Schwester erholte sich, und die Leute sagten, es sei das Lied gewesen, nicht die Hand. Seitdem legen die Dörfler am Wege kleine Opfergaben nieder: ein Bündel Ähren, ein Brot, ein Knoten aus Leinen. Damit die Blaue Blume weiter heimlich wachte, und der Koschenberg sein Lächeln behielt.

Frühsommer 1409: Burg Polenz als Schaltzentrale

Der Tag beginnt mit einem schrillen Hahnenschrei, der über den Burghof hallt. Hans von Polenz nun bereits Mitte 20, sitzt am steinernen Tisch der Ratsstube, vor ihm liegen Pergamente mit den neuesten Berichten.

Vor den Toren der Burg treffen sich Wilhelm von Bohnstedt und ein Knecht aus der Oberlausitz. Sie berichten von marodierenden Banden, die sich anschicken, den Teil Senftenbergs zu überrennen, den einst von Gorintzk hielt. Polenz lehnt sich in seinem Holzstuhl zurück, zieht die Stirn kraus und sagt leise: „Sorge dafür, dass die Ballisten auf den Mauern stehen. Wir schicken heute Abend eine Nachpatrouille." Sein Blick verrät, dass er schon die nächsten Bündnispartner im Kopf hat. Ein Laternenlicht tanzt über die Fahnen im Burghof, als Hans zu seinem Pferd tritt. Sein Weg führt ihn wenige Stunden später zur Markgrafenburg, wo er Friedrich dem Streitbaren persönlich von seinem Netzwerk berichtet. Am Galgentor begegnet er Albrecht Berka von der Duba, der ihm nachdenklich zunickt. Beim Holzzaun der Dressurhalle tauschen die beiden eine Gegengabe aus: Polenz überreicht Schlachtpferdefutter, Berka verspricht Truppenhilfe im Ernstfall. Kein Wort über kaiserliche Erlasse – hier zählt nur das geübte Händeschütteln.

Hans von Polenz senior ist stolz auf seinen Sohn- Monolog

Die Felder lagen still. Der Wind strich über die Halme, als wolle er sie zählen. Heinrich von Polenz stand allein am Rand des Angers, den Blick auf die Mühle gerichtet, die nun Korn statt Eisen mahlte. Die Weide, die Hans gepflanzt hatte, war noch jung, aber sie stand aufrecht. Er sprach nicht laut. Aber seine Gedanken waren klar.

„Ich habe ihn gelehrt, das Schwert zu führen. Aber er führt Worte besser. Der Waffenmeister hatte ihm einst gesagt: *„Hans ist flink, aber nicht wild."* Der Magister hatte gelächelt: *„Er fragt mehr, als er antwortet."* Und Heinrich selbst hatte oft gezweifelt, ob aus Fragen Stärke wird. Nun sah er es! *„Ich habe ihm gezeigt, wie man Besitz schützt. Aber er schützt auch Menschen."*

Er erinnerte sich an die Nächte, in denen Hans über Pergamente gebeugt saß, die Rechte der Städte studierte, die Zinsbriefe prüfte. Nicht aus Ehrgeiz. Aus Verantwortung. *„Ich habe ihm Ehrlichkeit gelehrt. Nicht als Tugend. Als Werkzeug."* Denn wer ehrlich ist, wird nicht immer geliebt. Aber er wird gehört. Und Hans wurde gehört – von Miklaw, von Jasna, von jenen, die sonst nur flüsterten.

Heinrich sah zum Koschenberg. Die Kapelle stand noch, klein und wettergezeichnet. Der Laurentiusmarkt war fern, aber die Glocke würde wieder läuten. *„Er ist kein Abbild von mir. Er ist mein Widerspruch. Und mein Vermächtnis.“*

Die Sonne sank. Heinrich zog den Mantel enger, trat einen Schritt zurück. Niemand sah ihn gehen. Niemand hielt ihn auf. *„Ich habe ihn erzogen. Nun lasse ich ihn handeln.“*

Und mit diesem Gedanken verschwand Heinrich von Polenz aus der Geschichte – nicht aus dem Leben seines Sohnes, sondern aus dem Vordergrund. Leise. Würdevoll. Vollendet.

Mit klarem Blick und festem Schritt diente Hans seit 1407 dem Friedrich dem Streitbaren, Markgraf von Meißen. Doch nun, im beginnenden Jahrzehnt, war sein Einfluss gewachsen. Als Marschall am Hofe **und** Amtmann von Dresden (1412) war er nicht nur ein Mann des Krieges, sondern auch der Verwaltung – ein seltenes Gleichgewicht in jenen rauen Tagen.

Sein Besitz in Senftenberg, den er bereits seit 1406 teilweise innehatte, wurde zum Rückzugsort und strategischen Zentrum. Die Herren von Penzig und Gorenz teilten sich noch die Herrschaft, doch Hans von Polenz war der Mann, zu dem Gesandte aus Görlitz kamen, um Rat zu erbitten.

Alleinherrschaft über Senftenberg, Frühjahr 1413

Das Pergament liegt schwer auf dem Tisch des meißnischen Notars, als wäre es mehr als nur ein Kaufgelöbnis – ein stiller Vertrag mit der Geschichte selbst. Hans von Polenz hat den letzten Anteil von Penzig und Gorenz erworben. Kein Streit mehr, kein geteiltes Recht. Senftenberg gehört ihm nun ganz. Vor dem Burgtor stemmen Handwerker die neue Gedenktafel empor, das Eisen glänzt im Morgenlicht, und das Volk jubelt, als Polenz durch die Stadt reitet. Sein Blick streift die Mauern, die Türme, die Gassen – nicht länger nur Pfand, sondern Besitz. Wer Senftenberg hält, so sagt man, entscheidet über Handel und Frieden beider Lausitzen.

Nachdem die Alleinherrschaft über Senftenberg offiziell besiegelt war, begann für Hans von Polenz die eigentliche Arbeit. Sein erster und wichtigster Schritt war es, die Macht nicht nur auf dem Papier, sondern auch in den Köpfen der Bevölkerung zu festigen.

Hans' erste Anweisung war eine öffentliche Proklamation an die Bürger. Er ließ einen Herold am Marktplatz verkünden, dass die Zeiten der geteilten Herrschaft und der inneren Zwietracht nun vorbei seien. Er versprach, für Frieden und Stabilität zu sorgen, forderte aber im Gegenzug die unbedingte Treue der Bürger.

Gleich danach widmete er sich der Verwaltung. Da die Herrschaft über Senftenberg zuvor geteilt war, gab es wahrscheinlich verschiedene, sich widersprechende Regelungen für Abgaben und Zölle. Hans' erster Verwaltungsakt war, das gesamte Steuersystem zu standardisieren und neu zu ordnen. Er ließ die alten Zinslisten prüfen und eine einheitliche Abgabepflicht festlegen. Er könnte symbolisch die Abgaben für die Ärmsten leicht gesenkt haben, um sich die Gunst der Bevölkerung zu sichern, während er die Zölle auf Handelswaren, die die Stadt durchquerten, erhöhte. Das war eine kluge, pragmatische Entscheidung, die seine Autorität stärkte und die Kasse füllte, ohne die Bauern zu verärgern.

In einer Stadt, die an wichtigen Handelsrouten lag, war die Sicherheit von größter Bedeutung. Hans' nächste Anweisung war es, die Stadtmauern und die Befestigungen der Burg zu verstärken. Er befahl, die Tore und Mauern zu überprüfen und notdürftige Reparaturen vorzunehmen. Es war ein sichtbares Zeichen seiner Herrschaft und seines Versprechens, die Stadt zu schützen.

Eine Stadt wie Senftenberg war in dieser Zeit bereits ein administratives Gebilde. Es gab bereits Beamte, mit denen Hans zusammenarbeiten musste. An der Spitze der Bürger stand der Schultheiß, der die Interessen der Stadt vertrat und die Steuereintreibung überwachte. Er war de facto der Bürgermeister und Hans' wichtigster Ansprechpartner. Der Schultheiß wurde von einem Stadtrat unterstützt, der aus den einflussreichsten Bürgern bestand. Die Stadt hatte auch einen eigenen Richter für kleinere Streitigkeiten und Zöllner, die an den Toren die Abgaben für Waren kassierten.

Hans musste diese Beamten neu auf sich einschwören. Er berief ein Treffen ein, bei dem er die Treue der Beamten einforderte. Er bestätigte sie in ihren Ämtern, machte aber klar, dass von nun an er die alleinige Autorität war. Ein wichtiger Schritt, um die loyalen Beamten zu behalten und gleichzeitig ein Zeichen zu setzen, dass keine abweichende Meinung geduldet würde.

Die Stadt selbst war nach heutigen Maßstäben klein. Im 15. Jahrhundert hatte Senftenberg wohl nur einige hundert Einwohner. Die Stadtmauern umschlossen ein relativ kleines Gebiet mit einem zentralen Marktplatz, einer Kirche, einer Handvoll Gasthäusern und den Häusern der Bürger und Handwerker. Der größte Teil des Umlands bestand aus Feldern, Wiesen und Wäldern. Es war eine überschaubare, aber strategisch wichtige Gemeinschaft. Die Einwohner lebten vorwiegend vom Acker-, Obst- und Weinbau sowie von der Fischerei. Die Handwerker (Töpfer, Böttcher, Leineweber und Korbmacher) produzierten hauptsächlich für den eigenen Bedarf. Die Niederungen der Schwarzen Elster ermöglichten nur wenig ertragreiche Ernten. Deshalb bewegte sich die Einwohnerzahl im Mittelalter nur zwischen etwa 300 und 400 Einwohnern.

Burg Senftenberg zu Beginn des 15. Jahrhundert

Die Burg Senftenberg lag im frühen 15. Jahrhundert als massive Wasserburg auf einer Insel in einem aufgestauten Arm der Schwarzen Elster und bildete das Herz einer komplexen Befestigungsanlage. Die um 1200 errichteten Grundmauern aus behauenen Sandsteinquadern wurden beim Umbau zum Renaissanceschloss im 16. Jahrhundert wiederverwendet, doch noch im 15. Jahrhundert prägten die hohen Ziegelringmauern und der eckige Bergfried das Bild der Anlage.

Archäologische Untersuchungen von Ekkehard Kandler weisen darauf hin, dass die ursprüngliche Ringmauer eine Dicke von nahezu 1,2 Metern besaß und mit einem umlaufenden Wehrgang versehen war. Im unteren Bereich stellte man die Mauer aus sorgfältig gesetzten Backsteinen her, während im Kern Bruchsteine und ein kalkreicher Mörtel die Zweischalentechnik zusammenhielten. Der 15 × 10 Meter messende Bergfried aus rotem Ziegel markierte den höchsten Punkt und bot zugleich Schleppscharten für Armbrust und Bogen.

Die Anlage umfasste zudem einen vorgelagerten Zwinger, der über eine Zugbrücke mit dem Festland verbunden war. Ein hölzerner Torbau mit Fallgatter schützte den einzigen Zugang, während ein Schleusensystem den Wasserstand der Burggräben regulierte. Kandler beschreibt, wie man über kleine Rechteckschleusen die Elster ableiten konnte, um bei Belagerung die Gräben zu füllen oder zu entleeren.

Mangels heimischer Natursteine stützte man sich auf Backsteinelemente aus lokalen Ziegeleien bei Teicha und Großräschen. Die typischen Mauersteine maßen etwa 28 × 14 × 9 Zentimeter, was späteren Restauratoren eine präzise Zuordnung ermöglichte. Zur Hebung der schweren Ziegelladungen kamen Kräne mit hölzernen Treträdern zum Einsatz; über Flaschenzüge und Umlenkrollen konnten so Mörtelkübel und Steinplatten bis in 15 Meter Höhe befördert werden.

Obwohl heute nur noch Fundamentreste und Teilabschnitte der südlichen Ringmauer erhalten sind, lassen zeitgenössische Quellen und Zeichnungen aus dem 16. Jahrhundert – festgehalten von Torsten Richter im Begleitband zur Ausstellung „Sachsens Festung in Brandenburg“ – die imposante Silhouette der Burg Senftenberg vor Augen treten und belegen die strategische Bedeutung der Anlage für die Markgrafschaft Meißen im Übergang vom Mittelalter zur Frührenaissance.

Ein Nachmittag und eine Burg im Dornröschenschlaf

Es war ein windiger Tag im Frühjahr des Jahres 1413. Die Sonne hatte kaum Kraft, sich durch das graue Wolkenmeer zu kämpfen, als Hans von Polenz an der Seite seines Bauleiters, des erfahrenen Meisters Konrad, über die brüchige, hölzerne Brücke zum Haupttor schritt. Konrad war ein Mann von kräftiger Statur, seine Hände waren so rau wie die Steine, die er sein Leben lang bearbeitet hatte. In seinen Augen spiegelte sich die nüchterne Erfahrung eines Mannes, der gelernt hatte, dass eine Burg nicht von Stolz, sondern von solidem Mauerwerk lebte. „Seht Euch das an, Herr“, sagte Konrad mit einem Stirnrunzeln und deutete auf die massiven Mauern, die sie nun umgaben. „Die Ziegel…

sie bröckeln wie altes Brot. Seit dem Herrn von Köckritz wurde hier nichts mehr getan. Die Fugen sind ausgewaschen, das Mauerwerk hat sich gesetzt. Kein Wunder, bei dem leichten Untergrund."

Hans von Polenz nickte schweigend. Er war alleiniger Herr der Herrschaft Senftenberg. Mit dem Erwerb hatte er nicht nur Ländereien, sondern auch die Schulden und die vernachlässigte Burg übernommen. Er hatte viel Zeit und Geld investiert, um seine neuen Besitztümer zu besuchen und zu begutachten.

Der Anblick des Stammsitzes, des Schlosses, enttäuschte ihn nicht, er wusste von dem Zustand. Er sah die Risse im Putz, die fehlenden Ziegel an den Zinnen und das graue Schieferdach, auf dem sich Moos und Efeu ausgebreitet hatten wie ein feuchter Teppich. Er musste zugeben, es war keine Burg, in der ein ehrenwerter Ritter wie er wohnen wollte, sondern ein Bauwerk, das auf den ersten Blick nach Mühsal und Not aussah. Er hatte nicht damit gerechnet, dass er so viel investieren musste, um die Festung wieder bewohnbar zu machen. Aber er hatte auch einen Traum. Und er wollte nicht scheitern.

Konrad zückte eine Tafel aus Lindenholz und ein Stück Zeichenkohle. „Zuerst muss die Ummauerung, der Hauptring ausgebessert werden. Wir werden einen tiefen Graben ziehen, um die Basis freizulegen, sonst werden wir keine feste Gründung hinbekommen." Konrad zeigte auf einige Steine, die sich an der Innenseite der Mauer gelöst hatten. „Wenn wir die Steine aus den beiden Mauern herausnehmen und sie neu aufbauen, können wir im Hohlraum in der Mitte, der Zweischalentechnik, einen neuen, festen Mörtel und Bruchsteine einbringen. So stabilisieren wir das Mauerwerk wieder."

„Das wäre eine gute Idee, aber es würde die Statik des kompletten Bauwerkes zum Einsturz bringen", sprach Hans von Polenz energisch dazwischen. „Wir haben kaum genügend Leute um die Mauer zu stabilisieren. Wir müssen pragmatisch denken." Er deutete auf die obere Mauer, die sich vom Rest des Bauwerkes abzusetzen schien. „Wir müssen diese Mauer abstützen, bevor sie uns auf den Kopf fällt." Konrad nickte. „Das ist richtig. Aber das Problem ist auch, dass der Hauptturm am Zusammenfallen ist."

Beide Männer näherten sich dem wuchtigen Turm, der schief in den Himmel ragte. „Die oberen Zinnen sind fast alle abgebrochen. Und die Stiegen im Inneren, die sind morsch", sagte Hans von Polenz. „Wir müssen den Turm von Grund auf sanieren, das ist eine kostspielige Angelegenheit, Herr. Wir müssen neues Holz und Stein besorgen." Sie stiegen die enge, knarrende Treppe hinauf, die sie auf den Wehrgang führte. Überall lagen lose Steine, Holzsplitter und Efeu. Das Geländer war an vielen Stellen gebrochen, und die Hölzer darunter waren verrottet. Sie gingen vorsichtig voran, jeder Schritt hallte von den Mauern wider. „Wir können keine Wachen hier postieren, die die Burg verteidigen. Sie könnten jederzeit in den Tod stürzen."

Konrad sah sich um. „Das ist das geringste Problem, Herr. Viel schlimmer ist, dass der Dachstuhl baufällig ist. Bei jedem Regen dringt Wasser in die Mauern. Sie werden mürbe. Wenn wir das nicht schleunigst in Angriff nehmen, fällt uns die ganze Burg über dem Kopf zusammen." Hans nickte. Er sah die feuchten Flecken an den Wänden. „Ich sehe, das ist unsere größte Baustelle. Was kostet das ungefähr?" „Das ist teuer, Herr. Wir müssen Holzbalken vom besten Eichenholz besorgen. Wir werden Kräne mit Treträdern bauen müssen, um die Ziegel und Steine nach oben zu bekommen. Und die Löhne für die Handwerker…"

„Wie viele Leute brauchen wir?“ „Ein paar Dutzend Steinmetze, Zimmerleute, Maurer und die einfachen Arbeiter, die die Steine aus dem Steinbruch holen müssen.“ Hans stieß einen tiefen Seufzer aus. „Ich sehe. Es wird eine große Aufgabe. Und Zeit wird es auch kosten.“ Er schätzte die Kosten in Gedanken. Sie würden mindestens die Hälfte seiner Einkünfte aus den nächsten Jahren verschlingen, wenn nicht mehr. Aber es gab keine Alternative. Er hatte sich vorgenommen, aus der Burg den schönsten Herrschaftssitz der Niederlausitz zu machen. Er musste bei der Sanierung das Nötigste machen, das Wichtigste zuerst, die Statik wieder herstellen und die Burg wieder bewohnbar machen.

„Wir können auch die Zugbrücke erneuern und einen neuen Wall bauen“, sprach Hans von Polenz in seine Überlegungen hinein. Veit schüttelte den Kopf. „Das ist unnötig. Wir können die alte Brücke wieder instand setzen. Sie hat noch eine stabile Grundlage. Und wenn wir die Mauer wieder stabilisiert haben, können wir uns das Geld für den Wall sparen. Wir müssen sparsam wirtschaften.“ Hans lächelte. Der Bauleiter hatte recht. Sie mussten sich auf das Wesentliche beschränken.

„So sei es, Meister Konrad. Wir werden die Hauptmauer und den Turm stabilisieren, das Dach erneuern. Dann bauen wir das Haus für meine Familie.“ Er schlug dem Baumeister auf die Schulter. „Ich rechne fest mit Eurer Tatkraft, denn in wenigen Jahren soll Senftenberg nicht mehr wie eine Ruine aussehen, sondern als ein stolzes Bollwerk in der Lausitz thronen.“ Konrad nickte, und in seinen Augen lag nun etwas, das dem neuen Herrn von Polenz die Zuversicht gab, dass er die richtige Wahl getroffen hatte. Der Blick des Bauleiters schien zu sagen, dass er diese Aufgabe mit voller Hingabe angehen würde. „Es soll mir eine Ehre sein, Herr. Wir werden in Kürze mit der Arbeit beginnen.“

Hans wandte sich um, und sein Blick fiel auf die Burggräben, die voller Wasser waren. Der Anblick gab ihm Kraft. Ja, es gab so viel zu tun, aber es war machbar. Er hatte die richtigen Leute an seiner Seite, und er hatte den Willen, aus Senftenberg ein prunkvolles Schloss zu machen. Er ging los, aber diesmal nicht wie ein Besucher, sondern wie ein Herr, der entschlossen war, sein Reich wieder aufzubauen. Er wusste, dass der Weg steinig war, aber die Belohnung würde groß sein: Die Herrschaft von Polenz, die sich über die Region erstreckte, würde ein unerschütterliches Symbol der Macht werden.

Hans von Polenz bleibt allein im Hof zurück. Der Brunnen ist verfallen, das Gras kniehoch. Doch in seinem Blick liegt Entschlossenheit. Dies soll wieder eine Veste werden, die ihren Namen verdient.

Hans wollte keine halben Sachen machen, er beorderte aus Budissin Mannschaft und Tretkran die schon in der dortigen Ortenburg gearbeitet haben. Das war zwar teurer, aber die Sache ging damit viel schneller voran und bei der schlechten Bausubstanz konnte er sich keine Verzögerungen mehr leisten.

. Im Mittelalter basierte der Betrieb eines Tretradkrans auf einem großen hölzernen Laufrad (“magna rota”), das etwa 3–4 Meter im Durchmesser hatte. Innerhalb dieses Rads liefen Arbeiter oder Lasttiere, die durch ihr Gewicht das Rad in Drehung versetzten. Die Achse des Rads war mit einer Seiltrommel verbunden; jede Umdrehung wickelte das Hebeseil auf und hob die daran befestigte Last. Die ersten schriftlichen Hinweise auf solche Kranräder finden sich bereits um 1225 in französischen Quellen, ab 1244 wurden sie an norddeutschen Häfen und ab 1331 in England regelmäßig eingesetzt.

Ein Flaschenzug bestand aus mindestens einer festen und einer losen Rolle, oft in mehrfachen Bündeln angeordnet, um die aufzubringende Zugkraft zu reduzieren. In einer zweifachen Flasche halbierte sich die nötige Kraft, in einer vierfachen auf ein Viertel. Die Holzkästen, in denen die Rollen gelagert waren, wurden mit Metallbuchsen verstärkt und im Krankopf mit Ankerhaken aus Schmiedeeisen befestigt. Durch die Kombination von Tretrad und Flaschenzug konnten Mörtelkübel, Steinblöcke oder Ziegel mit einem Gesamtgewicht von mehreren hundert Kilogramm bis in 15 Meter Höhe befördert werden.

Zur Stabilisierung des Krans diente meist ein einziger, senkrecht aufgeständerter Mast (Bockmast), der seitlich und nach hinten mit dicken Seilen an Erdpfählen verspannt war. Über diese Abspannung – teilweise doppelreihig – ließ sich sowohl die Neigung des Auslegers justieren als auch die Drehung in der Horizontalebene sichern. Die Seile liefen dabei über fest verankerte Umlenkrollen am Mastfuß und am Auslegerende, um Reibung zu reduzieren und Lastspitzen beim Aufsetzen der Steine abzufedern.

Praktisch arbeiteten Bauherren-Teams mit 4–8 Mann im Tretrad, hinzu kamen 2–4 Männer an den Flaschenzügen und 1–2 Auf pass – so ließen sich Lasten von bis zu einer Tonne bewegen. Die Hubgeschwindigkeit lag bei rund 0,2 m/s, was den Arbeitsfluss stabilisierte. In großen Kathedralen wie Köln oder Freiburg stehen noch Original-Tretradgruben in den Dächern, und heutige Rekonstruktionen bestätigen, dass durch gezielte Schmierung der Rollen und zweckmäßige Radvorspannung die Mechanik auch schwere Lasten über Stunden zuverlässig beförderte.

Die Absage und der Aufruf zur Bauhütte

Das Gespräch in der kühlen Kemenate schlug ein wie ein eiskalter Windstoß. Hans von Polenz saß da, die Hände auf den Knauf seines Dolches gelegt, als Meister Konrad, der Wanderarchitekt, mit entschlossener Miene vor ihm stand. Das Bündel, das er über die Schulter gehängt hatte, sprach eine deutlichere Sprache als jedes Wort. „Euer Gnaden“, hob Konrad an, seine Stimme fest, aber respektvoll. „Ich muss Euch die Wahrheit sagen. Die Arbeit hier ist ehrenvoll, gewiss. Doch der Lohn reicht nicht, und die Bauhütte ist nicht organisiert. Ich habe ein Angebot aus Meißen – dort wird eine neue Stadtmauer errichtet, mit festen Tagessätzen und Unterkunft. Ich kann es nicht ablehnen.“

In den Augen von Hans von Polenz zuckte ein Funke des Zorns auf. „Ihr wollt gehen, bevor der erste Stein gesetzt ist? Wollt Ihr Eurem Namen Schmach antun, Meister?“ Konrad schüttelte den Kopf. „Ich bin kein Pfandknecht, Herr. Ich bin Baumeister. Und ohne Hütte, ohne Vorräte, ohne Werkleute – da wird aus Baukunst nur Fronarbeit.“

Ein kurzes, angespanntes Schweigen legte sich über den Raum. Dann nickte Hans von Polenz langsam. „So geht“, sagte er, seine Stimme nun erstaunlich ruhig. „Aber ich werde bauen. Und ich werde Männer finden, die nicht nur auf den Lohn, sondern auch auf das große Ziel schauen.“ Konrad verbeugte sich, drehte sich um und verließ die Burg. Hans blieb zurück – allein mit seinem Entschluss und den bröckelnden Mauern, die ihn wie eine stumme Anklage umgaben. Er würde die Sache selbst in die Hand nehmen.

Eine Woche später hallte seine Stimme über den Marktplatz von Senftenberg. Hans von Polenz stand auf einem improvisierten Podest, flankiert von seinem Vogt und einem Schreiber. Vor ihm hatte sich eine bunte, neugierige Menge versammelt: Handwerker, Fuhrleute, Tagelöhner, die von Calau, Spremberg und Luckau herbeigeeilt waren. Selbst aus dem fernen Görlitz waren einige gekommen, angelockt von dem Gerücht, dass ein neuer Burgherr die Ärmel hochkrempeln wollte.

„Ich rufe die Bauhütte zu Senftenberg aus“, rief Hans mit einer Stimme, die die Zweifel und die Enttäuschung aus der Kemenate hinwegfegte. „Wer Stein schlagen kann, wer Balken heben kann, wer Mörtel mischt oder Eisen schmiedet – der trete vor! Lohn gibt es nach Werk, Unterkunft im Zwinger, Verpflegung aus meiner Küche. Wer bleibt, wird Teil eines Werkes, das über ihn hinausreicht.“

Im Spätmittelalter war eine Bauhütte weit mehr als nur ein Schuppen mit Werkzeug. Es war eine organisierte Arbeitsgemeinschaft hochqualifizierter Handwerker – Steinmetze, Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Glaser, manchmal auch Bildhauer – die gemeinsam große Bauprojekte umsetzten. Der Begriff bezeichnete sowohl den Werkstättenkomplex als auch die Organisation dahinter.

- Herkunft: Entstanden aus klösterlichen Bauwerkstätten, entwickelten sich Bauhütten im 13. Jh. zu eigenständigen, oft überregional tätigen Einrichtungen
- Aufgaben: Planung, Materialbeschaffung, Organisation der Arbeitskräfte, Bauleitung und Ausführung – beim Kirchen-, Stadtmauer- oder Burgenbau.
- Struktur: Strenge Hierarchie vom Lehrling über den Gesellen bis zum Meister; eigene Regeln, oft unabhängig von den städtischen Zünften.
- Besonderheit: Bauhütten waren mobil – Meister und Gesellen zogen von Baustelle zu Baustelle, um ihr Fachwissen einzubringen.
- Beim Burgenbau: Übernahmen sie die technisch anspruchsvollsten Arbeiten, die das Können lokaler Fronarbeiter überstiegen

Ein verhaltenes Murmeln ging durch die Menge. Es war kein gewöhnliches Angebot. Es war ein Aufruf zum Vertrauen. Einige traten zögernd vor, dann folgten weitere. Darunter war ein junger, ehrgeiziger Steinmetz aus Bautzen, ein alter Zimmermann aus Lübben, dessen Hände so verwachsen waren wie Eichenwurzeln, und ein schweigsamer Schmied mit rußigem Gesicht, in dessen Augen Hans eine unbeugsame Entschlossenheit sah. „Setzt ihre Namen auf das Hüttenbuch“, befahl Hans seinem Schreiber. „Und schickt Boten nach Freiberg – dort gibt es Werkmeister, die mehr Ehre als Groschen suchen.“

Das Holz und das Vertrauen

Zwei Tage später, im Innenhof der Burg, entrollte sich das nächste Problem. Der neue Werkmeister, ein schweigsamer Mann namens Albrecht, inspizierte die Baustelle mit kritischem Blick. Hans von Polenz ging neben ihm, wissend, dass jede Minute kostbar war. „Wir brauchen Balken – Eiche, lang und trocken“, sagte Albrecht mit fester Stimme. „Die Vorräte hier taugen kaum für Latten. Die alten Ziegel aus Luckau sind überteuert, und der Kalk muss frisch gebrannt werden, sonst bindet er nicht.“

„Woher sollen wir das Holz nehmen?“, fragte Hans von Polenz. Albrecht wies mit dem Daumen über die Schulter. „Die Mühle bei Großräschen. Eine Schneidemühle mit Wasserrad. Wenn sie läuft, können wir täglich zehn Balken schneiden. Aber der Müller verlangt Vorauszahlung – sein letzter Kunde hat ihn betrogen.“ Hans nickte. Es gab keine Zeit für lange Verhandlungen. „Dann reiten wir hin.“

Die Sägemühle lag tief im Wald am Fluss Schwarze Elster, und als Hans und Albrecht den Hof betraten, sahen sie das träge drehende Mühlrad und spürten die feuchte, kühle Luft des Waldes. Der Müller, ein stämmiger Mann namens Wenzel, kam ihnen entgegen. Seine Augen waren wachsam, fast misstrauisch. „Ihr wollt Balken? Dann seht Euch um. Das ist kein Wunderwerk, aber sie läuft“, knurrte Wenzel. Die Mühle war ein schlichtes Holzgebäude. Im Inneren ratterte ein vertikales Sägeblatt, angetrieben durch eine Nockenwelle des Wasserrades. Ein einfacher Vorschubmechanismus mit Gewichten und Seilzügen schob den Stamm gegen das Blatt. Zwei Arbeiter, die dicke Lederkappen trugen, arbeiteten am Gatter und achteten darauf, dass das Blatt sauber schnitt.

Albrecht, der Werkmeister, sah sich begeistert um. „Ein Gatter mit Rückholfeder aus Esche. Und der Vorschub über Umlenkrollen – das ist gut gebaut. Ihr wisst, was Ihr tut, Wenzel.“ „Wir schneiden Bohlen, Balken, Bretter“, antwortete der Müller. „Pro Tag: zehn bis zwölf Stämme, wenn das Wasser reicht. Drei Männer arbeiten hier, zwei im Wald, einer am Rad.“

Hans beobachtete die Arbeit. Die Männer trugen grobe Hemden und Handschuhe aus Filz. Der Boden war mit Sägemehl bedeckt, das Rauschen des Wassers war das einzige Geräusch, das die Stille des Waldes durchbrach. Sie arbeiteten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, mit zwei kurzen Mahlzeiten. Der Lohn war bescheiden, doch er reichte zum Überleben. Die Mühle gehörte einer Sippe: Vater, zwei Söhne, ein Schwager. Die Frauen kochten, flickten Kleidung, pflegten die Kranken. Sie alle lebten vom Wald.

„Ja, wir leben vom Wald“, wiederholte Wenzel, als er Hans' Blick bemerkte. „Wenn Ihr uns bezahlt, liefern wir. Aber wehe, Ihr zahlt nicht – dann bleibt das Holz stehen.“ Hans nickte. „Ihr bekommt Vorschuss“, sagte er. „Und wer gut arbeitet, bekommt mehr. Ich baue nicht nur Mauern – ich baue Vertrauen.“

Am Abend, als sie am Mühlenfeuer saßen, sahen die beiden Männer in die lodernden Flammen. Albrecht, der Werkmeister, sagte leise: „Ihr habt etwas bewegt, Herr. Die Männer reden von Euch. Sie sagen, Ihr baut nicht nur eine Burg, sondern eine Gemeinschaft.“ Hans blickte in die Nacht. „Vielleicht ist das der wahre Bau“, flüsterte er zu sich selbst. „Nicht aus Stein, sondern aus Menschen.“

Der Sturm und die Gemeinschaft

Der Tag begann mit einem bleigrauen Himmel. Der Wind trieb Wolken wie dunkle Schiffe über die Heidelandschaft der Niederlausitz. Am Nachmittag kam der Sturm. Erst ein fernes Grollen, dann ein Heulen, das durch die zerborstenen Zinnen der Burg Senftenberg fuhr. Regen peitschte den Hof, das Gerüst am Wehrgang schwankte, und die Männer der Bauhütte schrien sich an, um sich gegenseitig zu verstehen.

„Die Abstützung an der Nordmauer!“, rief Albrecht gegen den Wind an. „Wenn das fällt, reißt es den halben Wehrgang mit!“ „Wir brauchen mehr Keile unter den Stützen!“, brüllte Lorenz, der Steinmetzmeister, mit belegter Stimme. „Keile? Wir brauchen Querbalken, sonst bricht euch der Stein weg!“, erwiderte Hennig, der Zimmermannsmeister. Normalerweise hätten sie sich jetzt gestritten – doch der Sturm ließ keine Zeit für Eitelkeit. Steinmetze schleppten schwere Quader, um die Füße des Gerüsts zu beschweren. Zimmerleute zogen Seile und legten Querhölzer ein. Lehrlinge reichten Werkzeuge, Frauen aus der Küche brachten Pechfackeln, um im prasselnden Regen sehen zu können. Sie alle waren eine Einheit, die an einem Strang zog.

Hans von Polenz stand mittendrin. Er warf seinen Mantel ab und gab selbst Anweisungen. Das Schwert trug er als symbolische Unterstützung. Er war nass bis auf die Knochen. „Heute zählt kein Gewerk!“, brüllte er in den Sturm. „Heute zählt nur, dass die Mauer steht!“ Ein Balken löste sich, drohte in den Hof zu stürzen. Hennig sprang vor, Lorenz packte mit an – gemeinsam drückten sie das Holz zurück ins Gerüst, während zwei Männer es mit Seilen sicherten. Der Regen peitschte, der Wind riss an den Kleidern – doch Stück für Stück stabilisierten sie den Wehrgang. Nach einer Stunde war das Schlimmste überstanden. Die Männer standen keuchend im Hof, durchnässt bis auf die Knochen, und sahen einander an, als hätten sie gerade eine Schlacht gewonnen.

Zwei Tage später, als der Himmel wieder klar war, ließ Hans im großen Saal der Burg ein Festmahl auftragen. Holzbänke wurden entlang der Wände gestellt, Tische voll mit Brot, Käse, geräuchertem Fleisch, Fischen aus der Schwarzen Elster und Krügen voller Bier. Hans stand auf, ein Tonbecher in der Hand. „Vor zwei Tagen hat der Sturm uns geprüft. Und ihr habt bestanden – nicht als Steinmetze oder Zimmerleute, sondern als Männer **einer** Bauhütte. Heute essen wir zusammen – und lachen über das, was uns sonst trennt.“ Gelächter brandete auf. Lorenz erhob seinen Krug. „Auf die Zimmerleute – mögen sie lernen, dass ein Balken ohne Stein nur ein Baum ist!“ Hennig grinste. „Und auf die Steinmetze – mögen sie erkennen, dass ein Stein ohne Balken nur ein Haufen Geröll ist!“

Die Männer prosteten einander zu. Ein Lehrjunge erzählte, wie er im Sturm fast vom Gerüst geweht wurde, nur um von einem Steinmetz am Kragen gepackt zu werden. Eine Magd berichtete lachend, wie sie im Regen einen Eimer Nägel rettete, „weil die Herren sonst nichts zum Streiten gehabt hätten“.

Musik erklang – ein Dudelsack, eine Trommel. Bald tanzten Lehrlinge mit den Mägden, Meister klopften einander auf die Schultern. Der Streit war nicht vergessen – aber er war verwandelt in eine Geschichte, die man noch in Jahren am Feuer erzählen würde.

Hans von Polenz wirkt zufrieden und die einst morsche Burg scheint es auch zu sein.

Im ersten Frühling nach seiner Ernennung zum Landvogt wanderte Hans von Polenz mit klarem Blick über die wachsende Baustelle. Die Nordmauer stand bereits dicht am Abschluss, und der Dachstuhl des Palas reckte seine Balken gegen den Himmel. Doch die Handwerker, die Tag für Tag auf Gerüsten und Leitern schufteten, froren in ihren notdürftigen Hütten am Fuß der Mauer. Die Strohdächer waren löchrig, der Wind pfiff über die offenen Fugen. Hans wusste: Wer trocken schläft, arbeitet kraftvoller.

Er entschied, eine kleine Werkersiedlung jenseits des östlichen Wehrgrabens zu errichten, auf einer Anhöhe nahe dem Burgmühlteich. Aus heimischer Eiche sollten Blockbohlenhäuser entstehen, die er mit Dachschindeln aus Teichas Ziegelei decken ließ. Fünfzehn Doppelhütten boten Platz für je acht Maurer und Zimmerleute, dazu kam ein Gemeinschaftshaus mit großem Kamin und Rauchabzug. In einer Ecke der Siedlung richtete man eine einfache Kapelle ein, wo man vor jeder Schicht um Schutz betete.

Obwohl Polenz zu den wohlhabendsten Edlen der Niederlausitz gehörte, musste er seine Mittel klug einsetzen. Er verhandelte mit den Kaufleuten von Bautzen über ein zinsfreies Darlehen, das durch eine neue Zollerhebung an der Handelsstraße nach Dresden gesichert wurde. Parallel dazu gestattete er den Förstern aus dem Forstbezirk Allharten eine begrenzte Holznutzung für die Siedlung – im Tausch gegen eine Liefergarantie für Bauholz an künftige Markgrafschafts-Projekte. So blieb seine Burgkasse entlastet, und die Handwerker erhielten mit dem Holz aus den nahen Wäldern langlebige Unterkünfte.

Zufriedenheit hob die Schlagzahl der Maurer und Zimmerleute spürbar: Im Morgengrauen hallte schon der Hammerschlag, wenn die Sonne gerade das Zwingerfeld erwärmte. Manchmal bliesen die Zimmerleute Flöten, um den Maurern den Takt vorzugeben. Und wenn im Gemeinschaftshaus nach Feierabend das Brot geteilt und der Met gekippt wurde, leuchteten in den müden Gesichtern neue Zuversicht und Energie.

Spät in der Nacht trat Hans hinaus in den Hof. Der Wehrgang stand fest, das Gerüst war gesichert. Aus dem Saal drang Lachen und Gesang. Er sah auf die Fundamente, die neu gegossen wurden, auf die Balken, die bald eingesetzt werden würden, und auf die Handwerker, die mit ihm eine Gemeinschaft bildeten. „So baut man eine Burg“, flüsterte er leise. „Stein auf Stein, Balken auf Balken… und Herz an Herz.“

Nach dem Mahl ging Hans mit seinem Vertrauten Albrecht noch einmal die Baustelle ab. Die Nordmauer war ausgebessert, der Dachstuhl des Palas ragte stolz empor und die Zugbrücke nahm Formen an. Hans legte die Hand auf den frischen Stein. „Ein Jahr ist vergangen – und die Burg atmet wieder.“ Die Sonne sank, der Himmel färbte sich golden. Im Hof klang das Fest aus, Stimmen und Lachen verwehten im Abendwind. Hans wusste: Der Winter war die Prüfung – der Frühling ist der Lohn.

Leben und Landwirtschaft

Wer in jenen Jahren über die Felder der Lausitz blickte, sah eine Welt, die von Bauernhand geformt war. Die Dörfer, oft komplett von wendischer Sprache geprägt, schmiegten sich an Flussläufe oder lagen auf schmalen Rodungsinseln im Wald oder Sumpf. Zwischen den holzschindelgedeckten Häusern bellten Hunde, die Gänse zogen schnatternd zum Dorfteich, und der Rauch der Feuerherde zog schwer und blaugrau über die Strohdächer.

Der Ackerbau war mühselig. Meist schnitten Ochsen den Boden auf, langsam, geduldig, doch kräftig genug, um auch den sandigen Lausitzer Boden zu öffnen. Pferde waren schneller und bei deutschen Siedlern häufiger im Gebrauch, doch sie fraßen mehr Hafer und galten als teurer Luxus. Der Pflug bestand oft nur aus einem Holzkörper mit eiserner Spitze, die den Boden anritzte, ohne ihn tief umzuwenden. Danach musste die Erde mit Hacken gelockert, mit der Egge geglättet werden. Frauen wie Männer arbeiteten

gleichermaßen daran, die Kinder trieben das Vieh vom Feldrand fern oder sammelten Holz.

Das Brot des Alltags war Roggen. Gerste lieferte Bier, Hafer diente den Pferden, Weizen war selten – er verlangte bessere Böden und ging fast nur an die Tische der Städte oder Klöster. Im Garten wuchsen Zwiebeln, Kohl und Flachs, während Bohnen und Erbsen die Schüsseln füllten, wenn das Getreide knapp wurde.

Doch das Leben war nicht nur Mühsal. Der Rhythmus der Tage folgte dem Glockenschlag der Kirche, den Festen und den Fastenzeiten. Und über allem lag die Aufmerksamkeit für das Wetter: ein Nebel über den Feldern, das plötzliche Schweigen der Vögel, ein roter Abendhimmel – all das galt als Vorzeichen. Einen „Wetterbericht“ gab es nicht, nur die Weisheit der Alten, festgehalten in Sprüchen wie „Regen am Jakobi – Korn wird nicht froh“.

Wer durch die Dörfer der Niederlausitz wanderte, sah nicht nur Felder, sondern auch die hölzernen Herzen bäuerlichen Lebens. Die Häuser, oft aus grob behauenen Balken gefügt, standen auf niedrigen Steinfundamenten, um dem feuchten Boden zu trotzen. Ihre Wände bestanden aus Ständerwerk, die Gefache gefüllt mit Flechtwerk aus Zweigen, verstrichen mit Lehm und Stroh – ein atmender Bau, der im Sommer kühl und im Winter leidlich warm war

Die Dächer waren tiefgezogen, mit Stroh oder Holzschindeln gedeckt, und ragten weit über die Wände hinaus, um Regen und Schnee fernzuhalten. Der Rauch der offenen Feuerstellen stieg durch eine einfache Öffnung im Dach – einen Kamin gab es selten. Oft war das Haus nur eingeschossig, doch breit genug, um Mensch und Tier unter einem Dach zu bergen

Räume und Rhythmus

Der zentrale Raum war die Stube – Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum zugleich. Hier knisterte das Feuer, hier wurde gegessen, gesponnen, erzählt. Die Möbel waren schlicht: eine schwere Holzbank, ein Tisch, Truhen für Kleidung und Vorräte. In einer Ecke lag das Strohlager, auf dem die Familie ruhte. Nebenräume gab es kaum, vielleicht eine kleine Kammer für Vorräte oder ein abgetrennter Stallbereich für Schweine und Hühner.

Das Leben im Haus war geprägt vom Wechsel der Jahreszeiten. Im Winter drängte sich die Familie um das Herdfeuer, flickte Kleidung, flocht Körbe, erzählte Geschichten. Im Sommer war das Haus leer – alle waren auf dem Feld, im Garten oder im Wald. Kinder spielten zwischen den Hühnern, trugen Wasser vom Brunnen, halfen beim Rupfen der Gänse.

Die Wände des Hauses waren nicht nur Schutz – sie waren Speicher von Geschichten, von Liedern, von Gebeten. Und wenn der Wind durch die Ritzen pfiff, lauschte man dem Wetter, dem Flüstern der Geister, dem Ruf der Zukunft.

Zwischen den Menschen gab es Unterschiede, die man spürte. Deutsche Bauern waren oft mit besseren Rechten angesiedelt, zahlten geringere Abgaben, konnten sich auf schriftlich fixierte Verträge berufen. Die wendischen Dorfgemeinschaften dagegen standen stärker unter der Last von Frondiensten und höheren Naturalabgaben. Sie

bewahrten ihre Sprache, ihre Sitten, feierten noch manche Bräuche, die älter waren als die Predigten in der Dorfkirche. Das machte sie nicht selten zur Zielscheibe von Spott oder Missgunst – und doch lebte man Seite an Seite. Auf dem Markt begegneten sich die Sprachen, in der Schenke stießen die Krüge gegeneinander, und beim Heumachen half man sich, wenn der Himmel allzu schnell schwarz wurde.

So war das bäuerliche Leben Anfang des 15. Jahrhunderts: ein Gleichgewicht aus harter Arbeit, knapper Sicherheit und einem stillen Vertrauen auf Naturzeichen und kirchliche Ordnung. Unterschiedlich waren die Rechte, nicht die Mühen – und ob nun ein wendischer Knecht den Ochsen lenkte oder ein deutscher Bauer das Pferd am Pflug führte, beide blickten am Ende des Tages zum Himmel und hofften, dass das Wetter hält.

Auch in der Kirche galten Unterschiede: Wenn Gesang und Predigt beendet waren, entließ man die Nichtgetauften Wenden oder Katechumenen mit den Worten: „Ite concio missa est“. Aus dem lateinischen Wort „missa“ bildete sich das deutsche Wort „Messe“. Die Wenden nannten es „mscha“. Erst danach wurde für die Christen die Abendmahlsfeier abgehalten.
Das Heil der Seele der Verstorbenen. Man fürchtete sich vor dem Fegefeuer, in welchem, nach der Lehre der Kirche, auch der Fromme erst geläutert und gereinigt wurde. Wenn auch die Lehre von dem Fegefeuer zum Ende des 14. Anfang des 15. Jahrhunderts noch nicht ein fester Satz der Kirche war, da er erst 1439 auf dem florentinischen Concile ausgesprochen wurde. Die Kirche sah in dieser Lehre eine reiche Quelle sich zu nähren und wusste sie so darzustellen, dass des Laien irdisches Gut zum Ruhekissen für seine Seele wurde, in einer Zeit des Raubes, Mordes und Totschlags sollten sie sich selbst peinigen, fasten und reichlich Almosen geben.

Stadtleben und Bürgerhäuser – Die steinernen Gesichter der Niederlausitz

Wer im Spätmittelalter durch die engen Gassen von Cottbus, Luckau oder Guben schritt, sah Häuser, die stolz und aufrecht standen – Zeugen eines Lebens, das sich zwischen Handel, Handwerk und städtischer Ordnung bewegte. Die Fassaden der Bürgerhäuser blickten mit Giebeln zur Straße, oft verziert mit Schnitzwerk, Erkern oder steinernen Wappen. Ihre Mauern waren aus Fachwerk oder Feldstein, manchmal auch aus Backstein, wenn der Wohlstand es erlaubte.

Die Dächer ragten steil in den Himmel, gedeckt mit Ziegeln oder Schiefer, und unter ihnen verbargen sich mehrere Geschosse. Anders als auf dem Land war Platz kostbar – also baute man in die Höhe. Die unterste Etage diente oft dem Gewerbe: hier wurde Brot verkauft, Stoffe gewogen, Bier ausgeschenkt. Hinter dem Ladentisch lag die Werkstatt, wo der Schmied hämmerte, der Weber spann oder der Schuster nähte.

Raumstruktur und Alltag

Das Erdgeschoss war meist aus Stein, robust gegen Feuer und Diebstahl. Die oberen Stockwerke bestanden aus Fachwerk, oft mit vorkragenden Balken, die den Straßenraum überragten. Die Wohnräume lagen im ersten oder zweiten Stock, erreichbar über enge Treppen. Hier lebte die Familie, oft mit Gesellen oder Lehrlingen unter einem Dach.

Die Stube war beheizt, manchmal mit einem gemauerten Ofen, und bot Platz für Tisch, Truhe und Bett. Fenster waren klein, mit Butzenscheiben aus Glas oder Tierhorn. Licht war kostbar, Wärme ebenso. In den Kammern lagerten Vorräte, Stoffballen oder Handelsware. Der Hof hinter dem Haus war eng, doch oft mit einem Brunnen, einem Abort und Platz für Hühner oder ein Schwein.

Leben im Takt der Stadt

Das Leben in der Stadt war geschäftig. Glocken riefen zur Messe, Märkte füllten die Plätze, und die Zünfte bestimmten den Rhythmus der Arbeit. Die Häuser waren nicht nur Wohnort – sie waren Statussymbol, Werkstatt, Lager und Bühne des städtischen Lebens. Wer ein steinernes Haus besaß, galt als angesehen. Wer gar einen Erker oder einen Zunftstein zeigen konnte, war Teil der städtischen Elite.

Und doch – auch hier war das Leben von Wetter, Jahreszeiten und Glauben geprägt. Die Fenster öffneten sich zum Himmel, und hinter den Mauern wurde gehofft, gebetet, geliebt.

Der König und die Macht: 1414 Prag und das neue Amt

Einige Monate später war Hans von Polenz in einer anderen Welt angekommen. Im Königshof zu Prag stand er vor dem böhmischen König Wenzel IV., der ihn mit dem Amt des Landvogts betraute. Die prunkvolle Atmosphäre des Hofsaals, ein Ort, der nur wenige Monate zuvor noch von den Hussiten-Unruhen bedroht war, war ein krasser Gegensatz zum Waldlager. Der Hof war erfüllt von dem Duft exotischer Hölzer, Lapislazuli, Sternanis und dem leisen Prunk der Macht. Wenzel, ein König mit einem Ruf für Unberechenbarkeit, hatte seine eigene, komplexe Beziehung zu seinen deutschen Vasallen. Für ihn war die Loyalität eines Mannes wie Hans von unschätzbarem Wert.

Der König reichte das Pergament, das Hans offiziell zum Landvogt machte. Es war mehr als nur eine Ernennung; es war die Anerkennung seiner Autorität, ein formeller Akt, der Hans' Stellung in der gesamten Region festigte. Neben dem König stand Hinko von der Duba, ein mächtiger böhmischer Adliger, der in der Oberlausitz herrschte. Er war ein Verbündeter, ein Spiegelbild von Hans selbst, ein pragmatischer Mitstreiter. Der Händedruck, den sie austauschten, war fest, das Schweigen zwischen ihnen bedeutungsvoll. In diesem Moment verschmolzen die böhmische Krone und Hans' regionale Autorität in einer einzigen Geste. Hans verstand, dass er nun nicht nur seinen eigenen Willen durchsetzen, sondern auch die Interessen eines Königs vertreten würde. Er war nun offiziell Teil eines größeren, gefährlicheren Spiels, das nicht nur in den Wäldern, sondern in den Königshöfen Europas entschieden wurde.

Bündnisse im Schatten: Die Quitzows und der Verrat

In einem abgelegenen Waldlager nahe Jüterbog knisterte das Feuer, ein flackerndes, gelbes Auge in der dunklen Nacht. Es war ein Ort, an dem die alten Sitten noch lebten. Die Quitzow-Ritter: Diese Adelsfamilie sorgte um 1413 in der Gegend um Jüterbog und Dahme für Chaos und eroberte sogar das Schloss Stülpe. Eine Familie, die gegen den neu ernannten Kurfürsten in Brandenburg rebellierte, saß im Halbkreis um die Flammen. Sie waren getrieben von Wut und dem Gefühl, betrogen worden zu sein. Das Blattwerk

raschelte über ihren Gesprächen wie ein Vorhang aus Misstrauen, der ihre Worte vor neugierigen Ohren schützte. Ein Becher Met, dessen Inhalt die Kehlen der Männer brennen ließ, wanderte von Hand zu Hand, und Hans von Polenz hörte zu. Er war kein Verbündeter, aber auch kein Feind. Er wusste, dass Bündnisse nicht nur aus Treue bestanden, sondern aus Gelegenheit, und sein Schweigen war Kalkül – ein stilles Einverständnis, dass Macht auch durch Schatten wächst.

Die Männer sprachen offen über ihre Pläne, ihre Fehden und die neuen Festungen, die der Kurfürst Friedrich der Hohenzollern gegen sie errichten ließ. Die Luft war erfüllt von bitteren Eiden und dem Knirschen von Zähnen. Hans wusste, dass dieser Zirkel der Verschwörer, die bald als „Raubritter“ in die Geschichte eingehen würden, gefährlich war. Doch er war auch von Nutzen. Sie waren ein Gegengewicht zu den Hohenzollern und boten ihm die Möglichkeit, seine eigene Macht zu sichern, falls der Kurfürst zu mächtig würde. Als die Nacht hereinbrach, rollte Hans seine Lagerfahne ein, ein Zeichen des Aufbruchs. In diesem Moment erreichte ihn die Nachricht von Otto Pflugks Abordnung nach Bornsdorf. Ein kalter Schauder durchfuhr ihn. Otto Pflugk war kein Unbekannter. Als wichtiger Berater des Markgrafen in Meißen war seine Anwesenheit in Polenz' neuem Herrschaftsgebiet kein Zufall. Es war eine Warnung. Ein feiner Riss zog sich durch seine Siegesfreude – Misstrauen, wie Nebel, der sich nicht vertreiben lässt. Jede seiner Taten wurde beobachtet.

1415–1417 – Zwischen Krone und Klinge, Konstanz, Winter 1415

Die Lausitz ist im frühen 15. Jahrhundert – Ein Pulverfass, umkämpftes Grenzgebiet zwischen verschiedenen Mächten: Dem böhmischen Königreich (unter Wenzel IV. bzw. später den Hussiten), dem Heiligen Römischen Reich (mit Sigismund an der Spitze), und lokalen Adelsfamilien mit eigenen Ambitionen. Die Region war: wirtschaftlich bedeutsam (Städte wie Görlitz, Bautzen, Kamenz), militärisch sensibel, da sie zwischen Brandenburg, Schlesien und Böhmen lag, und politisch instabil, besonders mit dem Aufkommen der hussitischen Bewegung ab 1415/16.

Im Chorraum der Kathedrale zu Konstanz flackert das Licht der Fackeln über dunkle Steinwände, huscht über Heiligenbilder und verschwindet im Schatten der hohen Gewölbe.

Das Konzil war mehr als ein kirchliches Reformprojekt – es war ein weltpolitisches Ereignis. Es fand über mehrere Jahre statt (5. November 1414 bis 22. April 1418). König Sigismund, der römisch-deutsche König und Initiator des Konzils, nutzte es gezielt, um seine politische Position in Europa zu festigen. Er war auf diplomatische und militärische Unterstützung angewiesen, da das Reich zersplittert und der Papstthron umstritten war (Papstschisma).

Der Weihrauch hängt schwer in der Luft, als wolle er die Gewissheiten einer alten Ordnung noch einmal einhüllen, ehe sie sich auflöst. Hans von Polenz schreitet langsam im Pulk der Gesandten neben Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg – ein Mann, dessen bloßer Schritt über den Boden Nachhall erzeugt. Der Burggraf, trägt das Gewicht der kaiserlichen Politik wie eine Rüstung. Er wird während des Konzils, von Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt – was ihn dann zum Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg machte.

Seine Schultern wirken breit, nicht nur von der Kleidung, sondern vom Ernst der Entscheidung, die über dem Konzil schwebt. Sein Blick – ruhig, berechnend – schweift über die Reihen der Pilger und Prälaten, die in den Seitenschiffen flüstern wie Winde, die aus allen Himmelsrichtungen wehen. „Die Kirche wird sich erneuern müssen“, sagt Friedrich, ohne Hans anzusehen, „und wer klug ist, sorgt dafür, dass er in ihren neuen Mauern einen Platz hat.“

Hans von Polenz nickt. Er ist nicht hier wegen theologischer Dispute. Er war ein Mann der Grenzräume – nicht nur geografisch, sondern auch politisch. Der Geruch von Pergament und Parfüm interessiert ihn weniger als der Hauch von Schweiß in den Beratungsräumen, wo Bischöfe wie Fürsten taktieren und Gesandte von Landesfürsten leise Allianzen schmieden. Er trägt weder Tonsur noch Krone – aber seine Aufgabe wiegt ebenso schwer: die Lausitz sichern, ehe sie zwischen den Fronten der großen Herren zerrieben wird.

Als Vertreter eines bedeutenden Adelsgeschlechts der Niederlausitz wusste er, dass seine Heimat zwischen den Interessen der böhmischen Krone, der sächsischen Fürsten und der brandenburgischen Mark lag. Beim Konzil war er kein Redner auf der Kanzel, sondern ein stiller Architekt im Schatten der Macht.

Seine Aufgabe war vielschichtig: Diplomatische Sicherung der Lausitz – Er sondierte, wie sich die Region in den Machtgefügen behaupten konnte, während Sigismund versuchte, das Reich zu einen. Die Lausitz war strategisch – als Durchgangsland, als Pufferzone, als Kornkammer. Hans verhandelte mit böhmischen Gesandten, beobachtete die Bewegungen der sächsischen Delegation und hielt engen Kontakt zu Friedrich von Nürnberg, dessen Aufstieg zur Kurfürstenwürde auch für die Lausitz neue Perspektiven eröffnete.

Wahrung der landesherrlichen Interessen – Als Vasall und Vertreter der lokalen Ritterschaft achtete er darauf, dass die Rechte und Privilegien der Lausitzer Adelshäuser nicht im Zuge der Reichsreform untergingen. In den Nebenzimmern des Konzils, wo Urkunden entworfen und Bündnisse besiegelt wurden, war Hans ein wachsames Auge – kein Lautsprecher, aber ein Lauscher mit Einfluss. Verbindung zur böhmischen Krone – Die Nähe zur böhmischen Grenze machte ihn auch zum Vermittler. Die Hussitenbewegung war bereits spürbar, und Hans wusste, dass religiöse Unruhen schnell politische Folgen haben konnten. Er sammelte Informationen, sprach mit Prälaten aus Prag und versuchte, die Stimmung zu deuten – nicht aus theologischer Neugier, sondern aus Sorge um die Stabilität seiner Heimat.

So wurde Hans von Polenz zu einem stillen Strategen im Hintergrund des Konzils – ein Mann, der nicht nach Rom strebte, sondern nach Ruhe in der Lausitz. Und während die großen Herren über die Einheit der Kirche stritten, dachte er an die Einheit der Dörfer, die zwischen den Mächten lagen wie Korn zwischen Mahlsteinen.

Tagebuch des Hans von Polenz Konstanz, am 14. Tag des Monats Januar im Jahre des Herrn 1417

Der Morgen war grau, wie so oft hier am Bodensee. Der Rauch der Herde hängt schwer in den Gassen, und selbst die Stimmen der Geistlichen scheinen gedämpft, als fürchteten sie, das Licht der Wahrheit könne zu grell sein für ihre Gewänder. Ich bin früh

aufgestanden – nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Unruhe. Die Gespräche des gestrigen Abends hallen mir nach.

Burggraf Friedrich sprach mit einer Klarheit, die mir Respekt abnötigt. „Wer keinen Platz in der neuen Ordnung findet, wird von ihr verschluckt", sagte er, während er seinen Becher hob. Ich nickte, doch mein Herz war schwer. Die Lausitz ist kein Spielstein, kein Randgebiet – und doch behandeln sie sie wie eine Münze, die man zwischen den Mächtigen hin und her wirft.
Ich habe heute mit einem Gesandten aus Prag gesprochen. Er roch nach Tinte und Zweifel. Die Hussitenbewegung wächst, das spürt man selbst hier, wo die Kirchenmänner noch glauben, mit Bann und Buße alles regeln zu können. Ich fragte ihn, ob Böhmen bereit sei, die Lausitz zu achten, sollte es zu Umbrüchen kommen. Er antwortete nicht direkt – nur ein Lächeln, das mir mehr sagte als Worte.
Ich bin kein Theologe. Ich verstehe wenig von Transsubstantiation oder Konzilsrecht. Aber ich verstehe Land, Menschen, Wetter. Ich weiß, wann ein Feld zu früh gepflügt wird, wann ein Sturm kommt, der mehr als nur Dächer hebt. Und dieses Konzil – es ist ein Sturm. Einer, der die Fundamente erschüttert.

Heute Abend werde ich Friedrich erneut sprechen. Ich muss wissen, ob Brandenburg bereit ist, die Lausitz zu stützen, nicht nur zu nutzen. Ich werde nicht laut sein. Aber ich werde standhaft sein. Denn wenn ich schweige, wird das Land zwischen den Mächten zerrieben – und ich werde nicht zusehen, wie unsere Dörfer zu Fußnoten werden.

Möge der Herr mir Klarheit schenken – und möge der Wein heute besser sein als gestern.
Hans

Breslau, im Januar 1416

Der Schnee knirscht unter den Hufen, als Hans von Polenz das Stadttor passiert. Die Reise von Konstanz nach Breslau war beschwerlich – über 800 Kilometer durch winterliche Landschaften, über Pässe, durch Wälder, vorbei an Dörfern, die sich unter Schnee und Sorgen ducken. Kein komfortabler Wagen, keine Postkutsche – nur ein schwerer Reitmantel, ein treues Pferd und ein kleiner Tross aus Knechten und Packtieren. Die Wege sind vereist, die Furten tückisch. Man rastet in Klöstern, in Burgen befreundeter Herren, manchmal auch in einfachen Herbergen, wo der Atem in der Luft gefriert und das Brot hart ist wie Stein.

Doch Hans reist nicht zum Vergnügen. Der Anlass ist ernst: Nach dem Konzil von Konstanz, wo er Friedrich von Nürnberg begleitete, geht es nun um die Sicherung der Lausitz. König Sigismund ist noch immer auf der Suche nach Verbündeten, und die Lausitz liegt wie ein Schlüssel zwischen Böhmen, Sachsen und Brandenburg. Die Hussitenbewegung gärt, die Grenzen sind porös, und Hans weiß: Wer jetzt nicht handelt, wird später nur noch reagieren können.

In Breslau trifft er sich mit Gesandten aus Schlesien, mit Boten aus Bautzen und mit seinen eigenen Spioneuren – Männer, die die Lausitz kennen wie ihre Westentasche. Sie berichten von Truppenbewegungen nahe Görlitz, von Predigern mit feurigem Wort in Zittau, von geheimen Treffen rivalisierender Adelsfamilien in Luckau. Hans hört zu,

schweigend, sein Blick auf die Karte gerichtet, die auf dem Tisch liegt – ein grobes Pergament, auf dem Grenzen wie Wunden wirken.

Die Bündnisverhandlungen

Der eigentliche Zweck seiner Reise: ein informelles Bündnis mit schlesischen Herren, die ebenfalls um ihre Grenzgebiete fürchten. Es geht nicht um große Verträge, sondern um stille Übereinkünfte – gegenseitige Warnungen, militärische Hilfe im Notfall, das Teilen von Informationen. Hans verhandelt mit Bedacht, bietet Schutz für Handelswege, verspricht Unterstützung bei Grenzstreitigkeiten. Er weiß, dass die Lausitz allein nicht bestehen kann – aber als Teil eines Netzes aus wachsamen Herren und Städten hat sie eine Chance.

Der Winter hat die Stadt fest im Griff. Wind pfeift durch enge Gassen, und der Schnee liegt grau auf den Dachfirsten. In einem steinernen Bau nahe dem Piastenhof trifft Hans von Polenz auf die Männer, die seine Ohren und Augen in der Lausitz sind: Vogtenspioneure . Sie sind Informanten im Dienst eines Vogts oder Landvogts, die Grenzgebiete, Städte oder rivalisierende Adelsfamilien beobachten, Vertraute Männer, oft aus dem niederen Adel oder dem Gefolge, die Nachrichten sammeln, Gerüchte prüfen und militärische Bewegungen melden.

Am schweren Eichentisch sitzen drei Männer, unterschiedlich wie ihre Herkunft:

Der erste, ein wettergegerbter Greis mit eingefallenen Wangen und wachsamem Blick, ist Niklas von Röhrsdorf. Er riecht nach Pferd, Erde und kaltem Eisen – und hat ein Gedächtnis wie ein Chronist. Er berichtet in flachem Sächsisch von aufgewühlten Städten: Zittau, wo die Händler unruhig sind, Görlitz, wo ein neuer Zunftsprecher vom böhmischen Geist predigt. Er sieht mehr, als er spricht, und spricht nur, wenn es notwendig ist.

Der zweite, Ritter Arnulf vom See, ist jung, kaum älter als fünfundzwanzig, aber mit einer Haltung wie ein Veteran. Sein Wappenrock ist vom Ritt verschmutzt, doch sein Bericht ist klar und geordnet. Er spricht von Truppenbewegungen südlich von Bautzen, vom Flussübergang bei Lauban, wo angeblich böhmische Reiter gesehen wurden. Er skizziert seine Berichte mit dem Dolch in den Staub des Tischs, als sei das Land ein Spielbrett.

Der dritte Mann ist Hanns von Cottbus. Er trägt kein Wappen, kein Schmuckstück – doch seine Anwesenheit erfüllt den Raum wie ein dichter Nebel. Hanns ist von mittlerer Gestalt, mit wachen Augen und einem Blick, der durch Menschen hindurchzusehen scheint. Kein Krieger, kein Gelehrter – ein Stratege. Seine Worte kommen langsam, sorgfältig gesetzt, als wären sie Münzen, die man prüft, bevor man sie über den Tisch schiebt. „Vier Jahre“, sagt er leise. „Vier Jahre Schutz. Kein Angriff, keine Einmischung.

Doch die Lage war fragil:

- Böhmen war innerlich zerrissen. Die Lehren von Jan Hus fanden immer mehr Anhänger, und die Hussitenbewegung begann, sich zu radikalisieren.
- Brandenburg unter Friedrich von Nürnberg war im Aufstieg begriffen, aber noch nicht gefestigt – die Belehnung zur Kurwürde war frisch, die Machtbasis dünn.
- **Sachsen** verfolgte eigene Interessen, besonders in Bezug auf Handelswege und Einflusszonen.

- Die Kirche selbst war gespalten – das Papstschisma hatte das Vertrauen erschüttert, und viele Fürsten nutzten die Unsicherheit, um ihre eigenen Positionen zu stärken.

Inmitten dieser Spannungen war die Lausitz nicht nur ein Landstrich – sie war ein Spielball, ein Durchgangsraum, ein potenzielles Schlachtfeld. Die Herren vor Ort, wie Hans von Polenz, mussten wachsam sein. Nicht mit Heeren, sondern mit Informationen. Und so wurden die Vogtenspioneure zu den Augen und Ohren jener, die das Land bewahren wollten, während ringsum die Welt sich neu ordnete.

Die Lausitz bleibt noch in Ruhe – wenn du dafür sorgst, dass niemand aus deiner Seite das Gleichgewicht stört. Wir werden die Grenzen sichern, die Straßen schützen, die Städte verteidigen", sagte Hanns von Cottbus, seine Stimme leise, aber durchdringend. „Und wir werden die Vögte, die nur an den eigenen Gewinn denken, in die Schranken weisen." Hans von Polenz legt die Feder zur Seite. Seine Hand ruht auf dem Knauf seines Schwertes, doch es ist keine Drohung – eher ein stilles Zeichen, dass auch Macht ihre Sprache kennt. „Kein Schwur", sagt er schließlich. „Aber ein Versprechen." Hanns nickt. Kein Lächeln, kein Händedruck, nur ein kurzer Blick – und das Bündnis ist besiegelt.

Draußen weht der Wind durch die Türspalten, trägt das Echo dieser Vereinbarung fort, hinaus über die winterlichen Felder, wo schon bald die Machtverhältnisse neu verhandelt werden. In dieser Welt zählt nicht, was geschrieben steht – sondern, was gehalten wird.

Herbstnebel 1416 – Hans kauft Finsterwalde und steigt zum Lehnsherren auf

Im Herbst 1416 lag feuchter Nebel über den Wiesen von Finsterwalde. Die Gräser glänzten silbrig vom Tau, Rauch aus den Hütten schlängelte sich träge durch die Dörfer, und die Ochsen stapften schwerfällig durch den feuchten Boden. Hans von Polenz ritt auf das befestigte Gut zu, den Sattel fest im Griff, die Münzen klimperten leise im Beutel. Sie waren für die Rodstocks und die Herren von Waldau bestimmt, für die Rechte an Land und Wäldern, die sorgfältig geregelt werden mussten. Jeder Silbertaler fühlte sich an wie ein Teil seiner Macht, das leise Rasseln ein Echo der Verantwortung, die er trug.

Unterwegs sah er die Felder und die Menschen bei der Ernte. Zwei wendische Männer zogen einen Holzwagen, voll beladen mit Rüben und Kohl. „Hast du die Abgaben schon aufgezählt?" fragte der eine, die Stirn in Falten. „Aye," brummte der andere, „doch dieses Jahr wird es schwer. Silber und Getreide – was wird auf uns zukommen?". Ein Kind, das die Kühe hütete, blickte neugierig auf Hans' Pferd. „Herr Hans reitet vorbei," flüsterte es zur Schwester. „Vielleicht bringt er Glück – oder Arbeit."

Die Magd am Gutstor wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Schnell, schnell, wir müssen die Münzen zählen, bevor der Nebel alles durchnässt," rief sie. Der Knecht neben ihr hob eine Truhe auf, deren Scharnier quietschte. „Jedes Silberstück ein Teil unserer Last – und doch ein Versprechen," murmelte er, mehr zu sich selbst als zu den anderen.

Hans nickte knapp, übergab die Münzen und beobachtete die Gesichter der Rodstocks und Waldau. Kein Wort wurde verloren, nur das leise Scheppern der Münzen und das

Kratzen des Pergaments auf dem Tisch. Dann wandte er sich ab, sein Pferd wieherte, und er führte es zum Stall. Die Bauern blickten ihm nach, einige murmelten: „Bald wird er nach Prag reiten – was wird er dort erleben? Wird unser Land bestehen, werden wir unsere Rechte halten?“

Die Reise nach Prag führte durch feuchte Wälder, über holprige Wege, vorbei an Dörfern, deren Bewohner mit Hacken und Haken, Körben und Wagen beschäftigt waren. Nebel hüllte die Landschaft in ein gedämpftes Grau, der Atem der Pferde bildete kleine Wolken in der kühlen Luft. Hans dachte an die Felder, die Ochsen und Pferde, die mühsam ihre Arbeit verrichteten, und spürte, wie eng Verantwortung, Macht und Pflicht miteinander verwoben waren.

In Prag empfing ihn König Wenzel in den Hallen der Burg, nun nur noch als König von Böhmen herrschend. Unter karminroten Teppichen, die die Schritte verschluckten, flackerte das Licht der Kerzen über die steinernen Wände. Auf einem Pult aus dunklem Holz lag das Dokument der Belehnung.

Hans trat vor, und in der Stille, unterbrochen nur vom leisen Rascheln der Pergamente, nahm er die Urkunde entgegen. Keine Worte, keine Jubelrufe – nur das Gewicht des Siegels in seiner Hand. In seinem Inneren rauschte es: ein Strom von Möglichkeiten, aber auch ein Mahnruf. Jedes Lehen war zugleich ein Band – und jedes Band konnte zur Fessel werden.

Die Hallen waren erfüllt von der stillen Aufmerksamkeit der Höflinge. „So jung, und doch trägt er die Verantwortung für Land und Leute,“ flüsterte ein Diener dem anderen zu. „Möge er klug handeln,“ antwortete der andere, „denn die Bürde eines Lehens ist schwer, selbst wenn der Glanz lockt.“

Hans spürte die Last nicht auf dem Pergament, sondern auf seinen Schultern. Die Felder von Finsterwalde, die Bauern bei der Ernte, die Rüben auf den Wagen – alles lag nun in einem unsichtbaren Netz von Pflicht und Macht, das von diesem Moment an sein Leben bestimmen würde. Und während der Nebel über die Lausitz kroch, wusste er, dass das, was vor ihm lag, größer war als jede Münze, die er zuvor gezählt hatte.

Frühling 1417 – Verrat im Morgengrauen

Der Frühling kam mit Regen, der den Boden weich und schwer machte. In den frühen Stunden, als Nebel und Morgenlicht sich stritten, zerschnitt ein Hornruf die Stille. Scharf, schrill, wie ein Messer. Hans von Polenz trat aus dem Tor seines Gutes, und dort, am Waldrand, erhob sich ein Banner. Es flatterte dunkel gegen den Himmel, und darunter stand Otto Pflugk, der einstige Gefährte.

Einst hatten sie Seite an Seite gesessen, Brot und Beute geteilt, die Wachfeuer in der Lausitz gehütet. Doch nun brachte Pflugk ein Waffengefolge, Fanfaren, schweres Eisen. Die Freundschaft war nichts mehr als ein Pergament, das im Regen der Politik aufweichte. Als die Klingen aufeinanderprallten, war kein Jubel, kein Schlachtruf – nur Eisen, das an Eisen rieb, Funken, die im grauen Morgen verglühten. Pflugk fiel, gefangen genommen

im Staub. Hans stand über ihm, doch er sah nicht Sieg, sondern einen Verrat, der sein eigenes Herz streifte.

In der Nacht, bei flackerndem Kerzenlicht, schrieb Hans an König Wenzel. Seine Worte waren bittend und doch fest: ein Befehl möge kommen, eine Entscheidung gegen die Oberlausitzer. Doch die Antwort blieb aus. Stattdessen kamen Klagen, Stimmen, die am Hofe raunten, Beschuldigungen, die den Klang der Wahrheit übertönten. Hans erkannte, wie dünn der Grat war, auf dem er ging – schmaler als ein Schwert, und unter ihm Abgrund aus Intrige und List.

Bautzen 1418 – Rauch über den Dächern - Streit im kalten Wind

Das Jahr 1418 war kaum alt, da legte sich ein schneidender Wind über Bautzen. Der Rauch aus den Schornsteinen mischte sich mit einem kaum greifbaren Geruch von Misstrauen, von drohender Fehde. In den Gassen standen die Leute zusammen, murmelten Worte, die schwerer waren als Steine.

In der Ratsstube aber entluden sich die Spannungen wie ein Sturm. Stimmen hallten an den hölzernen Wänden wider, jeder Satz wie ein Schlag auf glühendes Eisen. „Gebrochenes Vertrauen“, „feindliche Stellung“ – die Worte fielen wie Urteile, unausweichlich.

Hans von Polenz saß am langen Eichentisch. Die Flammen im Kamin warfen rote Flecken auf seine Rüstung, doch er bewegte sich kaum. Seine Hände ruhten gefaltet, scheinbar ruhig, doch in seinen Augen glomm eine Unruhe, die tiefer brannte als jedes Feuer. Er hörte, wog ab, schwieg.

Da öffnete sich die Tür. Ein Bote trat ein, die Stiefel noch von Schnee bestäubt, in seinen Händen Pergamente, schmal und schwer zugleich. Wachssiegel glänzten im Kerzenlicht – Versuche, aus zerbrechlichem Papier ein festes Band zu knüpfen. Hans nickte, höflich, beinahe gelassen. Doch während er die Schrift entgegennahm, wanderte sein Blick weit fort von dieser Stube: über Felder, durch Wälder, bis in die Niederlausitz, deren Sicherung ihn wie ein unsichtbarer Panzer umschloss.

Sigismund in Breslau, März 1418

Im März 1418 war König Sigismund nach Breslau gereist, um dort persönlich einen Aufstand der Zünfte gegen den Stadtrat niederzuschlagen. Am 4. März ließ er 23 Bürger hinrichten, die an der Revolte beteiligt waren. Diese drastische Maßnahme zeigt, wie wichtig ihm die Kontrolle über Schlesien und die angrenzenden Gebiete war – auch im Hinblick auf die wachsende Unruhe durch die Hussiten.

Hans von Polenz war zu dieser Zeit bereits Landvogt der Niederlausitz und ein enger Unterstützer Sigismunds in dessen Kampf um die böhmische Krone. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Hans im Zuge dieser Reise oder kurz danach in Breslau mit Sigismund zusammentraf – entweder als Teil seines diplomatischen Gefolges oder als

regionaler Vertreter, der über die Lage in der Lausitz berichtete und um Unterstützung bat.

Da Sigismund in Breslau nicht nur militärisch durchgriff, sondern auch politische Gespräche führte, wäre Hans von Polenz als Lausitzer Vermittler und Informant ein logischer Gesprächspartner – insbesondere angesichts der drohenden hussitischen Unruhen und der strategischen Bedeutung der Lausitz.

Historischer Hintergrund: Sigismund und Prag um 1418

- König Wenzel IV. war bis zu seinem Tod am *16. August 1419* König von Böhmen und residierte in Prag.
- Sigismund war zu dieser Zeit *noch nicht offiziell König von Böhmen*, obwohl er bereits römisch-deutscher König (seit 1411) und König von Ungarn war.
- Während des Konzils von Konstanz (1414–1418) hielt sich Sigismund überwiegend in Konstanz auf.
- Im März 1418 war er nachweislich in Breslau, wo er einen Zunftaufstand blutig niederschlug

Breslau, März 1418 – Im Schatten der Entscheidung

Der Schnee war längst zu grauem Matsch geworden, als Hans von Polenz durch das Tor des Piastenhofs trat. Die Wachen grüßten knapp, ihre Rüstungen stumpf vom Winter, die Gesichter müde. In der Halle roch es nach Talglicht und altem Holz, nach Politik, die zu lange in dunklen Räumen gelegen hatte.

Sigismund saß nicht auf einem Thron, sondern auf einem schweren Stuhl aus geschnitztem Eichenholz, die Schultern in einen pelzbesetzten Mantel gehüllt. Sein Blick war wach, aber nicht mehr ungestüm – ein Mann, der wusste, dass die Zügel des Reiches nicht aus Gold, sondern aus Geduld bestanden.

Hans trat näher, verneigte sich knapp. Der König winkte ab. „Prag ist nicht mehr, was es war“, murmelte er, mehr zu sich selbst als zum Lausitzer. „Die Mauern dort tragen Worte, keine Wappen. Und Worte können brennen.“

Hans schwieg. Er hatte die Berichte gehört – von Predigern, die auf Marktplätzen das Konzil verfluchten, von Bürgern, die sich gegen Bischöfe erhoben. Prag war ein Pulverfass, und Sigismund wusste es. Breslau hingegen war ruhig, kontrollierbar, ein Ort, an dem man noch Hof halten konnte, ohne dass die Fenster mit Steinen eingeworfen wurden.

„Die Lausitz liegt zwischen den Flammen“, sagte Hans schließlich. „Wenn Böhmen brennt, wird der Rauch bis zu uns ziehen.“

Sigismund nickte. „Darum seid Ihr hier. Nicht wegen Pergament, sondern wegen Boden. Ich brauche Männer, die wissen, wo die Furt flach ist und wo der Nebel trügt.“

In diesem Moment wurde Hans klar: Breslau war keine Etappe – es war ein Bollwerk. Eine Ersatzresidenz, ein Ort der Sammlung, während Prag sich selbst verlor. Und er, Hans von

Polenz, war nicht nur ein Lausitzer Ritter. Er war ein Stein in der Mauer, die Sigismund gegen den Sturm errichtete.

Tagebuch des Hans von Polenz, Ort und Zeit nicht genannt – nur der Gedanke zählt

Ich habe gelernt, dass die Karten der Macht nicht auf Pergament gezeichnet werden, sondern in den Köpfen der Männer, die sie halten. Heute sprach ich mit einem Gesandten aus Schlesien – ein höflicher Mann, doch seine Worte waren wie Dolche in Samt gewickelt. Er fragte nach der Treue der Lausitz, als sei sie ein Pferd, das man kaufen könne. Ich antwortete nicht sofort. Man muss wissen, wann Schweigen mehr sagt als ein Eid.

Die Nachrichten aus Böhmen sind beunruhigend. Die Prediger werden lauter, die Städte unruhiger. Ich höre von Versammlungen, von Flugschriften, von Liedern, die mehr Spaltung bringen als Trost. Die Kirche ringt um ihre Stimme, und Sigismund um sein Reich. Ich sehe ihn oft – schwer in der Haltung, doch wach im Geist. Er weiß, dass die Lausitz ein Schlüssel ist, kein Schloss. Und ich bin der Mann, der ihn führt.

Ich habe keine Krone, keine Mitra, kein Banner. Aber ich habe Augen, die sehen, und Ohren, die hören. Meine Spione – die Männer, die sich Vogtenspioneure nennen – berichten von Bewegungen, von Gerüchten, von Bündnissen, die im Schatten geschlossen werden. Sie sind keine Helden, doch ohne sie wäre ich blind.

Manchmal frage ich mich, ob ich noch Ritter bin – oder schon Diplomat. Ich trage das Schwert, doch ich ziehe es selten. Stattdessen wiege ich Worte, prüfe Blicke, lese zwischen den Zeilen. Vielleicht ist das die neue Rüstung: ein klarer Verstand und ein ruhiger Puls.

Bald werde ich heimkehren. Die Lausitz braucht mich – nicht als Kämpfer, sondern als Wächter. Und wenn die Welt sich weiter dreht, werde ich dafür sorgen, dass sie uns nicht überrollt.

Hans

Frühlingshochzeit 1418 – Ein Bund aus Licht und Kalkül

Kerzen flackerten in der Schlosskapelle von Dresden, ihre Flammen zitterten wie kleine Zeugen eines Schwurs, der über Generationen hinauswirken sollte. Der Weihrauch stieg in silbrigen Schlieren auf, mischte sich mit dem feierlichen Chorgesang, der die Gewölbe erfüllte, als wäre er eigens für diesen Tag erschaffen.

Es war der 11. Mai 1418, und Hans von Polenz legte den Ring an den Finger Margarethes von Dohna. Der Damast ihres Gewandes fiel in stillen Wellen, das Licht brach sich auf den feinen Stickereien wie auf Wasser. Margarethes Augen verrieten keine kindliche Schüchternheit, keine schwärmerische Träumerei – ihr Blick war ruhig, wissend. Sie war sich bewusst, dass dies nicht nur eine Feier der Herzen war, sondern eine Versiegelung der Macht.

Hans stand neben ihr, nicht mehr der hitzige Ritter der Jugend. Seine Züge trugen die Spuren von Fehden, vom Ringen um Besitz und Einfluss. Seine erste Ehe mit Katharina von Köckritz war wie eine Seite im Buch des Lebens, die man leise umblättert: ohne Erben, überschattet von Krankheit. Doch dieses Bündnis war anders. Mit Margarethe, Tochter

eines der mächtigsten Geschlechter zwischen Elbe und Bober, öffneten sich Türen nach Schlesien, nach Böhmen.

Die Gäste wussten, was dieser Tag bedeutete: Zwei Schöffen tauschten einen Blick; ein Flüstern glitt vom Ritter zur Gesandtschaft. Zwischen Weihrauch und Trompeten hieß man Bündnisse Willkommen, nicht nur das Brautpaar. Ritter, Schöffen, Gesandte aus nah und fern standen Schulter an Schulter. Ihre Worte, leise getauscht zwischen Chorgesängen und Weihrauch, handelten weniger von Braut und Bräutigam, als von Bündnissen, Erbschaften, Machtverschiebungen. Die **Polenz** waren in den Rang aufgestiegen, in dem jede Eheschließung auch ein politischer Akt war. Und nun stand Hans im Licht der Kerzen wie ein Mann, dessen Schatten bis nach Prag reichte.

Auszug aus dem Ehevertrag zwischen Hans von Polenz und Margarethe von Dohna

Im Namen Gottes und auf Treu und Ehre, vor Zeugen und mit Siegel beider Häuser, werden hiermit die übereinkunftlichen Bestimmungen niedergelegt:

1. **Mitgift und Ausstattung**

- Margarethe bringt als Mitgift in das Haus Polenz ein Gut in Geld, Naturalien und Rechten, namentlich: ein Hof samt Zugehör, eine jährliche Geldrente, zwei Fuder Korn und ein Stockwerk an Lein- und Wollzeug.
- Hans verpflichtet sich, Margarethe zur Zeit ihres Einzugs eine geordnete Ausstattung zu geben: Kleidern, Schmuck und Hausgerät im Werte der Mitgift.

2. **Witwengut und Leibgedinge**

- Für den Fall des Todes des Ehemannes erhält Margarethe als Leibgedinge ein Drittel des ehelichen Haupthofs samt zugehörigen Vorräten, eine jährliche Geldrente und das Wohnrecht in der Burgstube bis zu ihrem Lebensende. Diese Güter sollen unveräußerlich und pfändungssicher sein.

3. **Erbrecht und Erbfolge**

- Erben aus dieser Ehe sollen in der natürlichen Linie Hans' stehen; fehlen leibliche Nachkommen, fallen die benannten Lehen und Rechte gemäß den alten Lehenspflichten an das Haus Polenz zurück.
- Sollten durch ein Erbe oder Zuwachs neue Besitzungen gewonnen werden, so werden diese nach dem Tode beider Parteien den gemeinsamen ehelichen Nachkommen vorbehalten.

4. **Territoriale Sicherung und Bündnisbindung**

- Hans und das Haus Polenz verpflichten sich, die Rechte und Besitzungen der Frau von Dohna in den benannten Gebieten zu achten und zu schützen.
- Margarethe und ihr Geschlecht erkennen die Schutzverpflichtungen des Hauses Polenz in der Lausitz an und stimmen gegenseitiger Hilfe zu in Fällen von Einfall, Rechtsstreit oder diplomischer Not.

5. **Ressourcen und Verwaltung**

- Die Verwaltung der gemeinsamen Güter obliegt dem Ehemann mit verpflichtetem Bericht an die Gattin in schriftlicher Form halbjährlich. Margarethe erhält das Recht, in Abwesenheit des Ehemanns Verfügungen über Hauswirtschaft und Vorräte zu treffen.

6. **Streitbeilegung**

- Jegliche Streitigkeit aus diesem Bündnis ist zunächst vor die gemeinsamen älteren Räte beider Häuser zu bringen. Scheitert die Einigung, so ist ein unparteiisches Schiedsgericht aus drei benannten Herren zu bilden; als oberste Instanz wird, wenn nötig, die Bestätigung durch den Landesherrn (sofern vorhanden) oder einen benannten Fürsten angerufen.

7. **Geheimhaltung und Treuepflicht**

- Beide Parteien geloben, vertrauliche Vereinbarungen und strategische Informationen nicht an Dritte zu geben, die den Bestand oder die Sicherheit des jeweils anderen Hauses gefährden könnten.

8. **Schutz und Bewaffnung**

- Hans verpflichtet sich, im Falle von Fehdetaten oder militärischer Bedrohung die nötigen Maßnahmen zur Sicherung der ehelichen Güter zu ergreifen; Margarethe erhält das Recht, zur Verteidigung Handlungsanweisungen zu erteilen und erforderliche Häuslinge zu bewaffnen.

9. **Gültigkeit und Siegel**

- Diese Bestimmungen treten mit dem Feste der Ehe in Wirksamkeit und gelten als rechtskräftig, sobald beide Parteien ihre Handschrift und Siegel darauf gesetzt haben.

Unterzeichnet und besiegelt von den bevollmächtigten Herren beider Häuser und den beigestellten Zeugen.

Nach der Messe traten Hans und Margarethe hinaus in den Kapellenhof. Trompeten jubelten, Becher klirrten, die ersten Lindenblüten des Jahres verströmten süßen Duft. Der Himmel war klar, als wollte der Frühling selbst das Band segnen. Für einen kurzen Moment schien die Welt stillzustehen, wie angehalten von einem unsichtbaren Taktstock.

Doch in Hans' Innerem regte sich kein Frieden. Er wusste um das Brodeln jenseits der Mauern: die **Hussiten**, die Städte, die Krone, die wankte. Hinter dem Lächeln, das er den Gästen schenkte, verbarg sich die Erkenntnis, dass jeder festliche Klang zugleich ein Echo der kommenden Unruhe war.

In der Nacht, als das Fest verhallte und die Gäste ihre Lager aufsuchten, saß Hans allein. Das Feuer im Kamin warf rote Schatten über den Schreibtisch. Vor ihm lag Pergament, keine Liebesbotschaft an seine junge Frau, sondern der Entwurf eines Bündnisses – nüchtern, scharf, notwendig. Seine Hand tauchte die Feder in Tinte, zögerte einen Moment, während sein Blick zur Tür wanderte, hinter der Margarethe ruhte. Dann setzte er die ersten Worte.

Denn für Hans von Polenz war das Leben nie nur persönlich. Jeder Schritt, jede Ehe, jedes Wort – alles stand im Dienst der Ordnung, die er sichern musste. Und so begann diese Ehe nicht allein mit einem Ring, sondern mit einem Schriftstück: ein Bund aus Licht und Kalkül, aus Pflicht und stiller Hoffnung.

Margarethe von Dohna als Braut und Erbin

Als Margarethe von Dohna in die Schlosskapelle von Senftenberg tritt, ist sie nicht nur Braut – sie ist Erbin einer Geschichte, die tief in die Felsen der sächsischen Schweiz eingeschrieben ist. Ihr Haus, die Donins, herrschte einst über die Burggrafschaft Dohna, ein reichsunmittelbares Lehen, das sich zwischen der Elbe und den Wäldern von Gottleuba spannte. Ihre Vorfahren bauten Burgen, führten Fehden, standen zwischen Markgrafen und Königen – und wurden schließlich von den Wettinern verdrängt. Margarethe trägt diese Geschichte wie ein unsichtbares Gewand. Ihr Vater, ein Mann mit Verbindungen nach Böhmen und Schlesien, lehrte sie früh, dass Macht nicht nur in Schwertern liegt, sondern in Landrechten, in Bündnissen, in der Kunst des Wartens. Als Schwester des Otto Heyde und spätere Besitzerin eines Freihofs auf dem Taschenberge, war sie keine Randfigur – sondern eine stille Architektin von Einfluss.

Hans von Polenz erkennt das. Als er ihr den Ring überreicht, sieht er nicht nur die Frau, sondern das Haus, das sie mit sich bringt. Die Ehe ist mehr als ein Bund zweier Menschen – sie ist ein Schulterschluss zweier Linien, die beide wissen, wie man überlebt, wenn die Welt sich wandelt. Später, als Witwe, wird Margarethe selbst Verträge schließen, mit Äbten verhandeln, Güter sichern Sie wird nicht laut sein, nicht kriegerisch – aber sie wird bleiben. Und in den Jahren, in denen Hans zwischen Pergament und Pulver lebt, ist sie die Konstante, die ihn daran erinnert, dass Macht nicht nur erobert, sondern auch *gehalten* werden muss.

Die Kerzen sind fast niedergebrannt. Ihr Licht zittert, als wollten sie die Unruhe meiner Gedanken nachahmen. Hans sitzt noch immer am Schreibtisch, die Feder in der Hand, das Pergament vor sich wie ein Schlachtfeld aus Worten. Ich kenne diesen Blick: nicht der des Liebenden, sondern des Strategen. Und doch – ich habe nie anderes erwartet.

Margarethe von Dohna – Monolog einer Burgherrin

Ich bin eine von Dohna. Mein Name ist älter als manche Mauern, mein Blut durchzogen von Bündnissen, die einst glänzten und dann in Staub zerfielen. Wir standen zwischen Markgrafen und Königen, wir bauten Burgen und verloren sie, wir waren Burgherren und Vertriebene. Ich trage diese Geschichte wie ein unsichtbares Gewand, dessen Falten die Schatten der Vergangenheit bergen.

Mein Vater lehrte mich, dass Frauen schweigen, wenn Männer reden – doch ebenso, dass sie hören müssen, was nicht gesagt wird. Ich habe gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen, in Gesten das Unausgesprochene zu deuten, das leise Zittern einer Stimme zu verstehen. Ich sehe Hans… Hans spricht viel mit den Augen. Er trägt Verantwortung wie andere ihre Rüstung: schwer, und doch mit Stolz, jeder Schritt abgewogen, jede Bewegung durchdacht. Wenn er sich beugt, so geschieht es nicht aus Schwäche, sondern aus Weitsicht.

Die Lausitz ist kein ruhiges Land. Die Städte murren, die Hussiten gären, die Krone in Prag wankt, und überall liegen Spannungen wie unsichtbare Drähte, gespannt und funkelnd im Wind. Bauern streiten um Äcker, wendische Dörfer fühlen sich bevormundet, deutsche Siedler sind privilegiert – und doch sitzen alle am selben Tisch, durch Mühsal,

Abgaben, Frondienste verbunden. Jedes Dorf, jeder Hof ist ein Spiegel der Macht, jeder Streit ein Echo der Politik, die weit über unsere Felder hinaus reicht.

Ich denke an Hans' Pflichten: die Silberstücke, die er zählt, die Lehen, die er empfängt, die Entscheidungen, die Menschenleben wiegen. Manchmal glaube ich, dass er mehr trägt, als ein Mensch tragen sollte. Und doch bewahrt er Ruhe, während ich in mir tobe. Wie sehr muss ein Mann wissen, dass die Last der Krone, der König, der Königshof, jede Nachricht aus Prag, jeder drohende Überfall auf die Dörfer – all das auf seinen Schultern liegt – und dass jede falsche Bewegung Ketten auslösen kann, die nicht wieder zu lösen sind?

Draußen, auf den Feldern, höre ich die Bauern flüstern. Ein wendischer Mann klagt seinem Nachbarn: „Die Abgaben steigen, und doch stehen wir hier im Regen, während andere Fässer Wein aus Prag empfangen." Der andere nickt, die Stirn in Falten: „Und wer spricht für uns? Wer schützt unsere Äcker, wenn die Hussiten kommen oder ein fremder Ritter seine Rechte geltend macht?" Ich sehe sie in Gedanken, spüre ihre Mühen, das schwere Heben der Pflüge, das Schnauben der Ochsen, den kalten Nebel, der ihre Hände klamm macht. Jede Sorge, jedes Murmeln dringt zu mir, trägt sich über Wälder und Wege bis in die Mauern unseres Hauses.

Ich weiß, dass meine Rolle mehr ist als Zierde. Ich bin Strategin und Wächterin. Ich sehe, wer sich verbündet, wer intrigiert, wer schweigt, und ich ordne die Stimmen in meinem Kopf, als wären sie Figuren auf einem Schachbrett. Ich frage mich: Welche Bündnisse halten, welche brechen? Welche Worte säen Frieden, welche Fehde? Und während ich das Abwägen übe, spüre ich, wie meine Gedanken wie Feuer durch die Hallen ziehen, warm und brennend zugleich.

Andere Frauen träumen von Rosen auf dem Lager, von Liedern unter dem Fenster, von zarten Händen. Ich träume von Frieden, von einem Land, das nicht bei jedem neuen Banner erzittert, von Kindern, die nicht die Fehden ihrer Väter im ersten Atemzug kennenlernen müssen. Ich träume davon, dass die Mauern, die wir halten, mehr bedeuten als Schutz vor dem Feind – dass sie Halt geben, Stabilität, Sicherheit.

Die letzte Kerze flackert, zieht einen goldenen Faden durch den Schatten. Ich höre Hans' Seufzer, das leise Fallen der Feder auf das Pergament, das Gewicht der Entscheidungen auf seinen Schultern. Ich trete zu ihm, lege meine Hand auf seine Schulter. Er hebt den Blick, und für einen Augenblick öffnet sich etwas, das kein Vertrag, kein Bündnis, kein Lehen halten kann. Vertrauen. Verantwortung. Vielleicht – ganz leise – ein Hauch von Liebe.

Und während draußen der Wind über die Felder der Lausitz fährt, die Bauern ihre Wege gehen, die Städte murren, die Hussiten noch immer in weiter Ferne gären, weiß ich: Wir stehen auf einem schmalen Grat zwischen Frieden und Fehde, zwischen Macht und Ohnmacht, zwischen dem, was war, und dem, was werden könnte. Und wir müssen ihn gehen – Schritt für Schritt, Atemzug für Atemzug, mit Mut, mit Verstand, mit Herz.

Ich spüre die Stimmen der Menschen, die nicht gehört werden, die im Nebel arbeiten, die Last tragen, die Angst kennen. Ich spüre ihre Sorgen, ihre Hoffnungen, ihre stille Geduld. Und ich weiß, dass jeder Schritt, den Hans und ich tun, jeder Brief, jede Münze, jedes Siegel, jeden Tag entscheidet – nicht nur über unsere Ehre, sondern über das Leben vieler.

Ich bin Margarethe von Dohna. Ich bin hier, um zu halten. Nicht zu glänzen. Nicht zu gefallen. Ich bin hier, um zu bestehen.

Die Zeit des ringenden Besitzstandes

Ein feiner Reif deckt die Felder um Senftenberg, die Wiesen glänzen im ersten Licht wie silberner Staub. Hans von Polenz tritt aus der Schlosskapelle nach der Messe; der Chorgesang klingt noch in den Gewölben nach. Die Luft trägt den Duft von feuchtem Lehm, frischem Gras und rauchenden Schornsteinen, die wie kleine Signale menschlicher Mühen in den Morgen steigen.

Senftenberg liegt zwischen Rechten und Ansprüchen, manchmal der Nieder-, manchmal der Oberlausitz zugerechnet, und diese schwankende Zugehörigkeit nährt das Gemurmel der Nachbarn. Hans spürt die Blicke der Bauern, das getuschelte Ratsgerede, die stillen Berechnungen der benachbarten Herren. In seinem Reisebeutel ruhen Urkunden, Quittungen und Pfandbriefe – das Werkzeug eines Mannes, der Besitz, Macht und Verantwortung austariert.

Historisch belegt ist, dass Hans um diese Zeit Besitz und Pfandrechte in der Region handhabte und dass Senftenberg im frühen 15. Jahrhundert Gegenstand von Verhandlungen und Pfandgeschäften war. Hans verpfändete Teile seiner Güter und schloss Tausch- und Kaufgeschäfte in jenem Jahrzehnt, um politische Verbindlichkeiten zu sichern und sein Netz aus Besitzungen zu konsolidieren.

So wirkt jede Urkunde wie ein Baustein seines Netzes: ein Pfand hier, ein Verkauf dort — Risiko und Chance in einem. Das Haus Wettin versuchte mehrfach, Einfluss auf Senftenberg zu gewinnen.

Die Treppendorfer Mühle und Sophie Suskin

Nach der Messe steigt Hans in den Sattel, die Stiefel sinken leicht in den Frost. Sein Ziel ist Treppendorf, ein kleiner Ort westlich von Lübben, kaum mehr als ein Dutzend Höfe, doch strategisch gelegen am Fluss Berste, der sich wie ein silberner Faden durch die Landschaft windet. Sophie Suskin erwartet ihn bereits – eine Witwe mit klarem Blick, fester Haltung, deren Familie einst aus dem böhmischen Grenzland kam. Sie hat die Erlaubnis erbeten, eine Mühle zu errichten.

Hans hört ihr zu, prüft die Lage, den Wasserlauf, die Nähe zur Handelsstraße, wie ein Schachspieler, der die Felder des Gegners studiert, bevor er zieht. Dann spricht er: „Die Mühle soll gebaut werden. Doch die Einnahmen – ab dem dritten Jahr – sollen dem Hospital zu Lübben zufallen.“ Sophie verbeugt sich, schweigt, und für einen Augenblick spürt sie die stille Last der Verantwortung, die auf beiden Schultern ruht. Es ist kein bloßer Verwaltungsakt. Es ist ein Zeichen. Ein stiller Widerstand gegen die Verrohung der Zeit.

Anmerkung des Autors: „Eine Urkunde, die in den Akten erwähnt wird, enthält die Genehmigung zur Anlage einer Mühle in Treppendorf und ordnet an, dass die Erträge ab

dem dritten Jahr dem Hospital zu Lübben zufallen. Ob an jener Stelle im 15. Jahrhundert bereits ein ausgebauter Mühlenbetrieb stand, bleibt in der materiellen Überlieferung unscharf; die Regelung selbst entspricht jedoch der Praxis jener Zeit, wirtschaftliche und soziale Verbindlichkeiten durch Mühlenzinsen zu ordnen."

- **Urkunde:** Hans von Polenz genehmigt bei der Anlegung der Mühle zu Treppendorf bei Lübben, dass dieselbe dem Hospital zu Lübben zinsen soll (sozialer Ausgleich)

Währenddessen lodert die Unruhe anderswo. In Budissin fallen Truppen ein: Hans von Cottbus, Rabiel von Bornsdorf und Magdeburger Ritter lagern vor der Stadt, zeigen die Fragilität der Oberlausitz. In Prag gärt die Hussitenbewegung. Und doch zeigt Hans, dass Einfluss auch anders gebaut werden kann: nicht nur mit Pergament, Schwert und Geld, sondern mit Mühlenrädern, Brotkrumen, geregelten Abgaben und Vertrauen. Treppendorf wird Teil seines Netzes – eine Brücke zwischen Macht und Menschlichkeit.

Er sitzt erneut im Sattel, die Sonne sinkt über die Felder, wirft lange Schatten über den Boden, und er denkt an die Worte seines Vaters: „Wer nur Mauern baut, wird belagert. Wer Brücken baut, wird besucht." Die Mühle in Treppendorf ist mehr als ein Bauwerk. Sie ist ein Symbol für Weitsicht, für die Balance von Kalkül und Gnade, von Recht und Pflicht.

Hans von Polenz reitet weiter, das Pergament in seinem Beutel, die Urkunden in der Hand, die Felder der Lausitz unter sich. Jeder Schritt ein Abwägen, jede Bewegung ein Gleichgewicht zwischen Macht, Verantwortung und Menschlichkeit. Und während der Winter langsam heranzieht, weiß er: Besitz ist vergänglich, Mauern können fallen, doch wer Brücken baut – sei es mit Stein, Wasser oder Herz – der prägt die Zukunft.

Hans von Polenz – Verkauf des Achtels des Zolles in Kamenz, 1419

Die Sonne war noch schwach, ein blasses Gold über den frostigen Feldern von Senftenberg, als Hans von Polenz in der kühlen Halle des Schlosses saß. Vor ihm lag das Pergament: die Urkunde, deren Tinte kaum getrocknet war. Sie regelte den Verkauf eines Achtels des Zolles zu Kamenz, den er zuvor von Hans von Kamenz erworben hatte, für 80 Mark Prager Groschen, doch unter Vorbehalt des Widerrufs.

Der Schreiber beugte sich vor, ließ die Feder ruhen. Hans' Blick blieb auf einer Zeile haften, die das Dokument wie ein Messer in der Hand des Besitzenden wirken ließ: „…auf Widerruf und zu Bedingungen, wie in gegenwärtigem Siegel bezeichnet…" Das halbe Zitat war genug; es trug die Autorität des Rechts in sich und die stumme Drohung der Möglichkeit, die Übertragung rückgängig zu machen.

„Achte darauf, dass der Vorbehalt klar bleibt," sagte Hans leise. „Kein Vertrag muss starr sein, wenn die Umstände es nicht dulden." Draußen arbeiteten Bauern im Nebel; drinnen rollte der Schreiber das Pergament zusammen, drückte das Siegel und reichte es zur Quittung. Die Stadt Kamenz würde zahlen, die Abgaben fließen — und doch blieb die Hand, die den Hebel ziehen konnte, bei ihm.

- **Urkunde:** Hans von Polenz zu Senfftenberg gesessen, verkauft der Stadt Kamenz den achten Theil des Zolles in letztrer Stadt, den er von Hans von Kamenz erkauft hat, um 80 Mark böhmischer Groschen (Prager Münze, polnischer Zahl), unter Vorbehalt des Widerrufs (Stadtarchiv Kamenz N.261)

Neben ihm kniete der Schreiber, Feder hinter dem Ohr, Papier und Siegel bereit. „Alles ist notiert, Herr," flüsterte er. „Die Stadt Kamenz wird die Quittung erhalten."

Hans nickte, sein Blick auf die schwachen Lichtkegel der Kerzen gerichtet, die das Pergament wie ein heiliger Spiegel seiner eigenen Überlegungen beleuchteten. „Achte darauf, dass das Recht auf Wiederruf klar dokumentiert ist," murmelte er. „Wer nicht hört, den kann man erinnern – und wer die Grenzen überschreitet, wird sie spüren."

Draußen auf den Feldern, die Nebelschwaden wie geisterhafte Schleier durchzogen, arbeiteten Bauern an den frostigen Äckern. Ein wendischer Bauer schüttelte den Kopf: „Was bringt uns das, wenn der Zoll verkauft wird? Wir schuften, und das Geld fließt fort." Sein Nachbar, ein deutscher Siedler, zuckte mit den Schultern: „Ein Teil der Abgaben kommt zurück, sagt man. Wer versteht das schon?" Hans hörte die Stimmen in Gedanken. Jeder Schritt, jede Entscheidung, jede Urkunde musste diese Spannung bedenken – zwischen Stadt und Land, Adel und Untertanen, Recht und Unmut.

Er rollte das Pergament sorgfältig zusammen, wischte über das Siegel, spürte das Gewicht der Verantwortung in seinen Händen. Jede Unterschrift, jede Münze, jedes Pfand war zugleich ein Baustein seines Netzes, und doch war es ein fragiles Gebilde. Ein unbedachter Schritt, ein zu starker Druck auf die Stadt Kamenz, und die Balance wäre gestört.

Hans stand auf, trat ans Fenster. Über die Felder der Lausitz glitt der Atem der Morgenkälte, der Fluss Berste funkelte wie ein silberner Faden durch die Landschaft. Er dachte an die Möglichkeiten, die jeder Besitz, jede Urkunde eröffnete. Die Stadt Kamenz, die Höfe von Treppendorf, die Mühle, die er genehmigt hatte – alles war Teil eines größeren Spiels. Wer nur Besitz hortet, mag kurzfristig reich sein. Wer ihn klug verteilt, gewinnt langfristig Loyalität, Einfluss und Sicherheit.

Ein leiser Wind brachte das Klappern der Hufe und das Rufen der Kutscher in die Halle. Hans atmete tief. Sein Blick kehrte zum Pergament zurück, das zusammengefaltet auf dem Tisch lag. Er wusste: die Macht liegt nicht nur in Gold und Land, sondern in der Weisheit, sie zu lenken. Die Stadt Kamenz würde zahlen, die Abgaben fließen, doch die Möglichkeit zum Eingreifen, zum Schutz seines Netzes, blieb.

Ein kleiner Triumph, leise und fast unsichtbar, zog durch ihn hindurch. Nicht laut, nicht prahlerisch – nur das stille Echo eines Mannes, der verstand, dass Macht, wie das Land selbst, nur dann Bestand hat, wenn sie behutsam, klug und vorausschauend genutzt wird.

Herbst 1419 – Zwischen Banner und Brandgeruch

Hans von Polenz steht am Fenster seiner Gemächer. Der Himmel über Budissin ist bleigrau, der Wind zerrt an den Fahnen, und das Banner, das Sigismund nun hisst, wirkt wie Versprechen und Drohung zugleich. König Wenzel ist tot; mit seinem Tod am 16.

August verschwand die letzte Ruhe, die Böhmen noch kannte. Die Hussiten rühren sich, die Straßen flüstern von Aufständen, und die Lausitz wird zum Schauplatz einer neuen Zeit – blutig, ungewiss, laut.

Vor den Toren lagern Magdeburger Ritter. Was einst Gerede war, droht offen auszubrechen: zerschlissene Banner, unruhige Pferde, klare Absichten. Budissin ist mehr als Stadt geworden; wer sie hält, kontrolliert die Brücke zwischen Ober- und Niederlausitz. Rauchfahnen ziehen über den Burghof, als ein Abgesandter aus Bautzen vor der Ratsstube erscheint. Seine Hände zittern, das Pergament knistert. Klagen, viele Klagen. Die Oberlausitzer werfen dem Landvogt vor, die Niederlausitz in „völlig feindliche Stellung gegen die Sechslande“ gebracht zu haben. Polenz hört zu, legt die Schriftrollen behutsam beiseite. Kein Zorn, kein Widerspruch – nur ein leiser Seufzer, während er den Mantel enger zieht.

Sein Blick wandert nach Osten: Prag. Dort sitzt nun Sigismund – König von Ungarn, römisch-deutscher Herrscher und seit wenigen Wochen auch König von Böhmen. Doch Sigismund hat kaum Zeit für lausitzische Zwistigkeiten. Sein Reich ist groß, seine Sorgen größer. Die Türken rühren an der Donau, Streiftrupps dringen bis in die Steiermark; Buda ist nicht mehr sicher. Feldzüge, Bündnisverhandlungen, Verhandlungen mit Venedig und dem Papst füllen seine Tage. Für die Lausitz bleibt nur ein Rand in seinem Pergament.

Polenz weiß das. Er wird reisen, nicht um zu bitten, sondern um zu erinnern: Macht liegt nicht allein in Kronen, sondern in Städten, die Korn mahlen, in Dörfern, die Steuern entrichten, in Menschen, die leben wollen statt kämpfen. Er will Sigismund begegnen als Stimme eines Landes, das zwischen Fronten steht.

Der Schreiber bringt ein weiteres Gesuch, das Polenz auf den Tisch legt. Eine Zeile springt ins Auge, fragmentarisch, doch voller Gewicht: „…umbittet Schutz vor Plünderung und Belagerung, gnädig zu bedenken…“ Das halbe Zitat legt Anspruch und Hoffnung zugleich offen; es ist Gesetz in einem Bündel von Bitten und Befehlen, die Polenz zwischen den Fingern hält. Er faltet das Pergament nicht sofort ein; die Worte bleiben wie ein kleiner Stein in seiner Hand.

Später, wenn die Nacht über Budissin fällt und die Trommeln der Magdeburger leiser werden, sitzt Hans allein am Tisch. Die Kerze flackert, das Pergament liegt bereit. Er schreibt nicht an den König, sondern an Sophie Suskin: „Die Mühle läuft. Das Brot wird gebraucht. Mehr denn je.“

Obwohl Polenz als Landvogt der Lusitz tituliert wird, besitzt er nicht die Macht eines souveränen Regenten. Er bleibt Nutznießer landesherrlicher Rechte, ohne selbst als eigenständiger Lehnsherr aufzutreten. Seine Autorität gründet auf dem Amt des Landvogts – ein Titel, den er mit Stolz und Ausdauer trägt.

Prag, Winter 1419 – Der Vogt der Lausitz vor dem Kaiser

Die Hallen des Prager Königspalasts sind erfüllt vom Klang schwerer Schritte und dem Murmeln der Gesandten. Goldene Luster werfen scharfe Schatten auf die Steinplatten, und die Luft schmeckt nach Wachs, Wein und Erwartung. Sigismund von Luxemburg sitzt auf

dem erhöhten Thron, das Gesicht gezeichnet von Jahren der Feldzüge, Verhandlungen und Enttäuschungen. Seine Augen wandern über die Reihen der Bittsteller – Bischöfe, Markgrafen, venezianische Händler. Und dann: Hans von Polenz. Ein Lausitzer. Ein Landvogt. Kein Fürst, kein Prälat. Sigismund hebt kaum die Braue, als Hans sich verneigt. Doch Hans spricht nicht von Titeln. Er spricht von Kornkammern, von Mühlen, von Städten, die Steuern zahlen, obwohl sie kaum noch Frieden kennen. Er spricht von der Lausitz – nicht als Randgebiet, sondern als Brücke zwischen Böhmen und Sachsen, zwischen Glauben und Gesetz.

Sigismund hört zu. Erst widerwillig, dann mit wachsender Aufmerksamkeit. Denn Hans spricht nicht wie ein Bittsteller. Er spricht wie ein Mann, der Verantwortung trägt – nicht für sich, sondern für andere. Er nennt keine Forderungen, sondern Folgen. Keine Drohungen, sondern Möglichkeiten. „Ihr tragt keine Krone, Herr von Polenz“, sagt Sigismund schließlich. „Und doch sprecht Ihr wie einer, der sie tragen könnte.“. Hans neigt den Kopf. „Ich trage, was mir gegeben wurde. „Ich bewahre, was andere preisgeben“. Ein Moment der Stille. Dann reicht Sigismund ihm das Pergament – kein Lehen, kein Privileg, sondern ein Schreiben, das Hans als Vermittler zwischen den Sechslanden und der Krone bestätigt. Ein Zeichen, dass der Kaiser verstanden hat: Macht liegt nicht nur in Titeln, sondern in Taten.

Später, als Hans den Palast verlässt und der Schnee unter seinen Stiefeln knirscht, denkt er nicht an Sieg. Er denkt an Sophie Suskin, an die Mühle in Treppendorf, an die Kinder in Lübben, die Brot brauchen. Und er weiß: Der Kaiser hat ihn gehört. Nicht laut – aber klar. Die Lausitzer Vogtei war ein starkes Amt, das durchaus Gewicht in den Verhandlungen mit der Krone hatte. Nicht an den Kaiser denkt er, nicht an Pergamente – sondern an das Land.

1421 – Die Belehnung mit Senftenberg. Recht, Pflicht und Ordnung in der Lausitz

Der Saal roch nach feuchtem Stein und verbranntem Kerzenruß. Vor dem hohen Tisch stand Hans von Polenz in seinem schlichten Überwurf, das Wappen schwer auf der Brust. Auf dem Tisch lag die Urkunde, das kaiserliche Siegel noch weich im roten Wachs. Der Schreiber hob die Feder, und im Murmeln des Saales begann er zu lesen:

„Dem Hans von Polenz wird zu Senftenberg das Lehen verliehen, mit allen dazugehörigen Rechten – den Blutbann inbegriffen.“

Hans senkte den Kopf, legte die Fingerspitzen prüfend auf das Pergament, dann hob er den Blick. Kein stolzes Funkeln lag in seinen Augen, sondern die Ruhe eines Mannes, der weiß, was Verantwortung wiegt. Der königliche Richter stand reglos neben ihm; im Hintergrund flackerte das Kerzenlicht, und das Volk auf den Bänken rauschte leise wie Wellen an einem Strand.

„So steht es geschrieben“, sprach der Richter, reichte Hans die Feder und fügte hinzu: „Setzt Euer Siegel, Herr Vogt, und bestätigt das Recht zu richten.“

Es war ein kalter Morgen im März 1421, als Hans von Polenz mit dem jungen Schreiber Albrecht vor den Toren Senftenbergs stand. Während sie durch den Frost schritten, rang der Jüngere noch mit der Bedeutung des Gehörten. Hans legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Höre, Albrecht“, sprach er ruhig, „am fünften März hat uns der Kaiser mit Senftenberg belehnt. Mit der Urkunde kam auch das Recht, über Tod und Leben zu entscheiden – man nennt es den Blutbann. Er ist kein Wort für höfische Prahlerei, sondern die schwerste Gewalt, die einem Herrn übertragen wird.“

„So richtet Ihr allein?“, fragte Albrecht leise.

Hans schüttelte den Kopf. „Allein richtet niemand. Vor uns liegt das Vogtding, das Vogtgericht. Dort sitzt neben mir ein königlicher Richter. In alten Zeiten nannte man ihn Zauderer oder Kudar. Einst hatten die Vogtknechte mehr Gewicht, doch ihre Macht schwand, und der Richter trat hervor. Er führt die Verhandlung, befragt die Zeugen, legt die Fakten vor. Erst dann fällt das Urteil.“

Albrecht nickte langsam. Für ihn klang es wie ein Tor, das sich in eine Welt von Last und Pflicht öffnete. Für Hans von Polenz war es der Beginn eines Weges, der weit über Senftenberg hinausführen sollte.

Hans strich mit dem Daumen über die Pergamentrolle, als lausche er einer Stimme aus alter Zeit. „Ich bestätige das Urteil des Richters. Das ist meine Pflicht, mein Siegel. Glaub nicht, ich sei nur Zierde: ohne meine Zustimmung hat kein Urteil Gewicht. Doch meist ist mein Amt das Bekräftigen – die eigentliche Rechtsarbeit liegt in den Händen des königlichen Richters.“

Albrecht zog die Stirn kraus. „Und wenn Ihr auf den Gütern nicht selbst Ordnung haltet?“

„Dann bestimme ich einen Verwalter, einen Villicus, man sagt auch Subadvokatus. Später nennt man solche Männer Amtsschösser. Sie treiben Abgaben ein, wachen über die Höfe, richten in kleinen Dingen. Schon die Herren von Ihleburg hielten solche Leute, lange vor 1290 – und auch wir führen die Rechtspflege so fort.“

Gemeinsam stiegen sie die Stufen zum Gerichtssaal hinauf, wo das alte Holz noch den Atem vergangener Jahre barg. Hans’ Stimme wurde fester, als er weiter sprach: „Die Dorfbewohner gehören zum Gutsbezirk. Sie sind Leibeigene unseres Hauses. Das bedeutet: nicht nur das Land ist gebunden, sondern auch ihr Stand. Ihr Alltag wird von Pflichten bestimmt, ihre Wege durch das Recht des Hauses beschränkt. Du würdest dies Willkür nennen – doch für sie ist es das Gesetz des Hauses.“

Albrecht neigte das Haupt. „Und was heißt das genau?“

Hans hielt kurz inne, dann erklärte er: „Verstehst du mich richtig: was wir Willkür nennen, war zu unserer Zeit nicht immer ein Widerspruch zum Recht. Vieles von dem, was der Vogt verfügte, galt als gesetzlich geboten – doch zugleich hing vieles von der Laune, der Einsicht oder der Erfahrung des Herrn ab. Heute klingt Willkür wie Willkür, aber damals war es das Recht der Zeit – verbindlich, unabänderlich und doch manchmal schwer zu tragen.“

„Und die Dörfer?“ fragte Albrecht.

„Sie bleiben dem Gutsherrn anvertraut. So teilt sich die Macht im Land: Städte mit eigener Gerichtsbarkeit, Ländereien unter dem Vogt. Beide Systeme koexistieren, oft spannungsreich, oft pragmatisch.

Als sie in die Ränge der Rathauskammer traten, hellte sich Hans’ Gesicht auf. „Vielleicht wirst du schon in zwei Jahren sehen, dass es Bürgermeister und Ratsleute auch bei uns gibt. In mancher Stadt ist es schon so weit. Sie besitzen besondere Vorrechte und nutzen sie: politische Selbständigkeit. Die Bürger wählen ihren Rat, den Schultheiß, den Bürgermeister selbst. Vor dem Stadtgericht sind alle Bürger gleich. Niemand darf außerhalb der Stadt vor ein anderes Gericht gezerrt werden – die Stadt schützt ihre Leute.“

Albrecht betrachtete die geschnitzten Bänke, unsicher im Blick. „Heißt das, die Stadtbewohner stehen über den Dorfbewohnern?“ „In gewisser Weise ja“, antwortete Hans.
„Die Stadtbürger genießen Rechte, die dem städtischen Leben dienen: Handel, Selbstverwaltung, Schutz. Das macht sie frei von mancher landesherrlichen Willkür.“ Er hielt kurz inne, als wolle er die Worte noch einmal hervorheben. „Sie müssen nicht alles nach Gutdünken des Vogts tun; ihr Tun wird von den Regeln der Stadt bestimmt, die ihnen Schutz und Zugehörigkeit gewährt. Für uns auf dem Land sind die Befehle des Vogts verbindlich – sie bilden das Gesetz der Zeit, auch wenn es uns manchmal hart erscheint.“

Draußen brach die Sonne durch die Wolken, und der Frost begann zu schmelzen. Hans zog Albrecht nahe ans Fenster und deutete auf die Häuser der Stadt, die im hellen Licht wie kleine Tafeln aus Stein lagen.

„Merke dir dies“, sagte er ruhig und mit Nachdruck: „Gesetz ist hier nicht nur Wort; es ist Macht, Zugehörigkeit und Schutz zugleich. Wer die Stimme hat, richtet. Wer das Siegel führt, bestätigt. Und wer in der Stadt geboren ist, erfährt eine andere Freiheit als der, der an den Pflug gebunden bleibt. So war es, so bleibt es – bis neue Zeiten kommen. **Alle tragen Lasten – die einen in Münze, die anderen in Arbeit.“**

Albrecht nickte. In seinen Augen lag nun nicht nur Neugier, sondern auch Verständnis für die Ordnung, die das Land zusammenhielt.

Hans von Polenz – Kredite, List und Machtspiele in der Lausitz (1422–1424)

Der Winter war noch nicht ganz gewichen, doch die Spannungen in der Lausitz glühten bereits wie glühende Kohlen. König Sigismund, seit 1419 auch König von Böhmen, steckte in finanziellen Schwierigkeiten. Münzen fehlten, um Truppen zu bezahlen, Burgen zu unterhalten, die Herrschaft zu sichern. Die Lausitz wurde zum Schachbrett aus Pfändern, Bündnissen und Verrat – und Hans von Polenz, Landvogt der Niederlausitz, erkannte die Gelegenheit.

Im prunkvollen Bibliothekssaal des königlichen Palastes flackerte das Licht der Kronen auf den Wänden voller Urkunden und Bücher. Hans von Polenz stand vor dem königlichen Schreiber, der gerade das Siegel unter das Privileg zum Bau der Treppendorfer Mühle setzte. Ein Akt, der mehr war als Verwaltung – er war ein Zeichen: Mit diesem Privileg erweiterte Polenz seinen Besitz um Kreblitz, Kranzius und Spangenberg. Die Lausitz wuchs – nicht durch Krieg, sondern durch kluge Federstriche und Kredite, die er dem Kaiser gewährte.

„Merke, Albrecht", sagte Hans, „die Macht liegt nicht allein in Schwertern. Wer die Pfänder hält, wer Kredite gibt, der kann ebenso viel bewegen wie der Obrist auf dem Feld."

Albrecht nickte. „Und der Kaiser akzeptiert das?"

„Er hat keine Wahl", erwiderte Hans leise. „Silber ist heute mehr wert als Loyalität auf dem Papier. Wer zahlt, der erhält Gehör – und Macht."

Doch der Krieg blieb laut. Wochen später erreichte Polenz die Kunde von einer kühnen Aktion gegen die Hussiten: Das Schloss Wischrad war besetzt, die Gegner des Kaisers hatten sich darin verschanzt. Hans, nun Teil des kaiserlichen Heeres, schlich sich mit getarnten Gefolgsleuten an die Burg heran. Als sich der hussitische Kommandant Zenko von Wartenberg entfernte, verkleidete sich Polenz als Zenko selbst. Die Besatzung wurde überwältigt – das Schloss kehrte wieder in kaiserliche Hände.

„List ist ebenso wirksam wie Schwerter und Ballisten", murmelte Hans, als er auf den Horizont blickte. Für diese Tat wurde er zum Obristen befördert – ein Titel, der nicht nur Rang, sondern Respekt bedeutete. Bald darauf gelang ihm auch die Einnahme von Schloss Karlstein, das seit Monaten belagert war. Die Historiker des Späteren würden seine List bewundern, doch für Hans war es Pflicht: Land und Leute zu schützen, solange die Kaiserkrone ihn rief.

Der Morgennebel lag noch über Burg Brix, als Markgraf Friedrich mit Truppen aufbrach, um Polenz' kleine Besatzung zu entlasten. Was folgte, war kein Triumph, sondern ein Gemetzel: 600 Gefangene wurden niedergemacht. Die Grausamkeit des Krieges zeigte sich ungeschminkt: keine Achtung vor Leben, keine Gnade, keine Vereinbarung. Wer Sieger war, hatte Recht; wer fiel, wurde vergessen.

Der anschließende Reichstag zu Nürnberg schuf ein Dokument, das nicht nur Besitz übertrug, sondern Verantwortung: Wer die Lausitz hält, muss sie schützen – gegen Fehden, Aufstände und das Vergessen.

Auch die Treppendorfer Mühle bereitete Sorgen. Am Spreeufer trommelten die Knechte aus Lübben gegen die Räder der neuen Mühle. Hans ritt heran, warf den Helm zurück und verhandelte direkt mit Sophie Suskin: Ein Drittel der Einnahmen für sie, der Rest für das Hospital. Doch statt Einigkeit wuchs der Groll: Holzfäller blockierten den Graben, Maulesel weigerten sich. Erst als Polenz versprach, die Spreewälder selbst vor Hussiteneinfällen zu schützen, lösten sich die Blockaden.

Sophie Suskin – die Stimme im Schatten – stand am Rand des Brunnens, das Gesicht vom Sonnenlicht gezeichnet. „Ihr kommt spät, Herr von Polenz“, sagte sie ruhig. „Die Mühle läuft, das Hospital erhält seinen Anteil, und die Leute sprechen von Euch, als wäret Ihr ein Mann mit Herz.“

Hans nickte, doch sein Blick blieb schwer. Die Briefe aus Prag, die Klagen aus Bautzen, die Unruhe in der Oberlausitz – sie lagen wie Steine in seiner Tasche. „Ich habe kein Herz für alle“, murmelte er. „Nur für das, was bleibt.“

Sophie lächelte, ohne Ränke zu spinnen, und trat näher. „Dann sorgt dafür, dass das Richtige bleibt. Nicht das Lauteste. Nicht das Größte. Sondern das, was trägt.“

Noch immer musste Hans zwischen den Höfen, Burgen und Städten pendeln. Der Kaiser rief ihn nach Ungarn, zu König Sigismund. Schlammige Wege, Raubgesindel in den Wäldern – und dort wartete der höfische Glanz: Goldbrokate, die gleißende Krone, das Rascheln von Diplomatenroben.

Zurück in der Niederlausitz jedoch wartete der Ruf des Kurfürsten von Brandenburg: 950 Schock Groschen musste Polenz leihen, und sein wichtigster Besitz, Senftenberg, geriet als Pfand in fremde Hände.

Hans blickte Albrecht ernst an. „Verstehst du, was das bedeutet? Ein Pfand ist mehr als ein Stück Papier. Wer es hält, darf die Einnahmen nutzen, die Burg verwalten, manchmal sogar die Bewohner verpflichten – solange die Schuld nicht beglichen ist. Im schlimmsten Fall konnte der Pfandinhaber Druck ausüben, Besitzungen besetzen oder strenge Regeln erlassen, bis die Summe zurückgezahlt war. Es war ein Mittel der Sicherheit, eng verbunden mit Macht und Verantwortung – und zugleich ein Risiko für den Eigentümer.“

Er senkte die Stimme. „Manchmal, Albrecht, blieb Adligen nichts anderes übrig, als dem Landesherren Geld zu leihen – auch wenn sie selbst dafür Schulden aufnehmen mussten. Der Fürst brauchte Silber, um Burgen zu unterhalten, Truppen zu bezahlen, politische Bündnisse zu sichern. Wer sich weigerte, riskierte Einflussverlust, verlor Gunst, konnte mit neuen Pfändern oder Strafen belegt werden. Deshalb handelten sie klug: man borgte, stellte Pfänder, verschuldete sich – und behielt zugleich ein Auge auf die eigene Macht.“

Eine herbstliche Brise wehte über die Felder, als die Kunde vom Aussterben des askanischen Hauses Sachsen-Wittenberg eintraf. Markgraf Friedrich von Meißen erhielt die Kurwürde – ein Schlag für Brandenburg und ein Zankapfel zwischen Hohenzollern und Wettinern.

Polenz musste rasch handeln. Auf staubigen Pfaden ritt er mit Wend von Eilenburg und Christoph von Gersdorf aus Ungarn nach Görlitz. Dort empfing ihn das Stimmengewirr von Kaufleuten und Ratsherren. Sein Bündnis mit Schlesien und dem Deutschen Orden musste gestählt werden, um die Niederlausitz zu schützen – die Nachfolger von Karl IV., Wenzel und Sigismund hatten die Region lange stiefmütterlich behandelt.

1423 schließlich verkaufte Kaiser Sigismund die Stadt Guben an Hans von Polenz – entgegen der Zusagen seiner Vorgänger. Die Gubener waren empört, der Zorn richtete sich nicht nur gegen den Kaiser, sondern auch gegen Polenz, der sich durch eigene Ungeschicklichkeit den Hass der Hussiten zugezogen hatte.

Hans von Polenz wusste: Macht in der Lausitz war ein Spiel aus Krediten, Pfändern, Listen und Loyalität. Und manchmal war das Schwert weniger entscheidend als die Feder.

1424 spitzt sich die Lage weiter zu, die Lausitz weckt Begehrlichkeiten

Ein dumpfes Trommeln kündigt 1424 die Eilmeldung an, als Hans von Polenz den niedrigen Saal des Senftenberger Schlosses betritt. Bürger- und Ratsherren drängen sich um einen langen Eichentisch. Das Thema ist unüberhörbar: Die Hussiten rücken näher, ihre Banner tauchen im Süden auf. Mit ruhiger Stimme eröffnet Polenz die Versammlung. Neben ihm sitzen Markgraf Wilhelm von Meißen und Kurfürst Friedrich der Streitbare – eine Allianz, die Dresden und Meißen verbindet. Polenz schlägt vor, gemeinsam Feldwachen in den sumpfigen Randgebieten der Lausitz zu errichten und Schiffsflottille auf der Schwarzen Elster vorzuhalten. Ein zustimmendes Raunen geht durch den Saal, doch die Oberlausitzer – vertreten durch zwei Abgesandte aus Bautzen – bleiben skeptisch. Ihr Ja hängt noch in der Luft.

Hans fügt leise hinzu: „Wir alle wissen, dass jede Verzögerung den Hussiten den Vorteil verschafft. Diese Feldwachen, diese Schiffe – sie sind nicht nur Verteidigung, sie sind Versicherung. Wer sich schützt, schützt sein Land, seine Leute, sein Recht."

Kurz nach den Senftenberger Beratungen eilt Polenz an der Seite des Kurfürsten Friedrich nach Dresden. In der Dresdner Burgkapelle predigt der Hofprediger gegen den Hussitenkult, während Polenz mit Hofrat und Kanzler die Bedingungen des Bündnisses schriftlich festlegt. Ohne Verschnaufpause reitet er nach Breslau, wo sich die Schlesier bereits gegen erste Hussitenscharen rüsten. Zwischen den gotischen Pfeilern der Ratshalle versammelt Polenz die Fürsten von Münsterberg und Schweidnitz. Mit federnden Gesten und Blicken auf die Senftenberger Urkunden wirbt er um ihre Teilnahme. Ein winziger Hesit-Ausdruck – ein kurzes Zögern – huscht über die Gesichter, doch schließlich nicken die Herzöge: Das Bündnis ist vollständig.

Der Schnee liegt schwer auf den Dächern von Treppendorf, und der Wind trägt die Schreie der Krähen über die Felder. In der Mühle knarrt das große Rad, langsam, stetig, wie ein Herz, das nicht aufgibt. Sophie Suskin steht am Ofen, das Gesicht vom Feuer gerötet, die Hände im Teig. Hans von Polenz tritt ein, den Mantel voller Frost, das Gesicht gezeichnet von Verhandlungen, von Krieg, von Verantwortung. „Ihr kommt spät", sagt sie leise, ohne Vorwurf. „Ich komme, weil ich weiß, dass hier noch Wärme ist." Sie reicht ihm ein Stück Brot – frisch, duftend, schlicht. Kein Pergament, kein Privileg, kein Triumph. Nur Brot. „Manchmal reicht es, wenn das Brot warm ist", sagt sie. Hans nickt. Und in diesem Moment, zwischen Mühlstein und Morgengrauen, spürt er, dass Macht nicht in Bannern liegt, sondern in Gesten. Dass Geschichte nicht nur aus Schlachten besteht, sondern aus

stillen Räumen, in denen jemand wartet – mit Brot, mit Rat, mit Wärme. Sie sind längst Freunde geworden die sich vertrauen.

Später wird Hans seiner Frau und Mitstreiterin einen Brief schreiben:

Margarethe,

Die Ratsstube ist leer. Die Fenster beschlagen, der Wein in meinem Becher ist kalt geworden. Ich habe heute nicht gesprochen, obwohl man mich gefragt hat. Ich habe nicht widersprochen, obwohl man mich beschuldigte. Ich habe nur gedacht – an Dich. Du würdest sagen, ich solle nicht alles allein tragen. Aber Du weißt, dass ich es tue. Nicht aus Stolz, sondern weil manche Lasten nicht geteilt werden können, ohne dass sie zerbrechen.

Die Mühle in Treppendorf läuft. Sophie hat mir geschrieben, dass das Brot reicht für das Hospital und dass die Kinder wieder lachen. Ich habe ihren Brief zweimal gelesen. Nicht wegen der Worte – wegen der Wärme zwischen den Zeilen.

Ich frage mich oft, ob ich noch weiß, wie man lacht. Nicht das höfische Lächeln, das man zeigt, wenn man Pergamente tauscht. Ich meine das Lachen, das aus dem Bauch kommt, dass die Schultern leicht macht. Vielleicht habe ich es verlernt. Vielleicht finde ich es wieder, wenn ich zurückkomme.

Sie nennen mich nun Obrist. Sie sagen, ich habe Karlstein durch List genommen, Wischrad durch Verkleidung. Aber Du kennst mich. Du weißt, dass ich nicht kämpfe, um zu siegen – sondern um zu bewahren. Ich will nicht herrschen. Ich will halten.

Die Trommeln schweigen heute, doch ich weiß, dass sie wieder schlagen werden – Zeichen der Hussiten, der Fehden, der unruhigen Zeiten. Die Fehden enden nie, nur die Namen wechseln.

Wenn ich an Dich denke, wird es still. Und in dieser Stille liegt mehr Frieden als in allen Verträgen. Warte auf mich. Nicht als Landvogt. Nicht als Sieger. Sondern als Mann, der weiß, dass Wärme nicht in Bannern liegt – sondern in Händen, die bleiben.

Dein Hans

Budissin, Frühjahr 1424 – Der Preis der Ordnung

Der Lichtschimmer in der Ratsstube ist blass, fast schüchtern. Die Pergamente aus Prag liegen ausgebreitet wie Karten eines Spiels, dessen Regeln sich täglich ändern. Hans von Polenz liest nicht nur die Worte – er liest die Lücken dazwischen. Der „zehnte Pfennig“ ist nicht bloßer Steuerbefehl. Seit Jahrzehnten wird er erhoben, als Beitrag zur königlichen Kasse – und zugleich als Prüfstein: Wer zahlt, beugt sich. Wer zögert, stellt die Ordnung infrage. Auf dem Markt herrscht keine Empörung – aber auch kein Vertrauen. Die Handwerker blicken auf ihre Werkzeuge, als wären sie Waffen. Die Kaufleute rechnen laut, als könnten Zahlen Schutz bieten. Wend von Eilenburg reicht das königliche Siegel weiter,

doch seine Finger zittern leicht. Polenz spricht ruhig, sachlich, ohne Pathos. Er weiß: Wer zu laut fordert, verliert. Wer zu leise bittet, wird überhört.

Im Schloss ist die Luft schwer von Kalk und Kalkül. Heinrich von Glogau, Apel Vizthum von Apolda, Albrecht von Colditz – Ratsherrn und erfahrene Feldherren – reden von Wachtürmen, Patrouillen, sumpfigen Grenzwegen, die kaum zu sichern sind. Hinter jedem Satz liegt die Frage: Wie lange noch? Wie lange trägt die Krone, wenn die Städte nicht mehr folgen? Polenz hört zu, wägt ab, antwortet selten. Er ist kein Lautsprecher – er ist ein Seismograph. Er spürt, wo das Vertrauen bröckelt, wo die Stände tuscheln, wo der Zehnte nicht als Notwendigkeit, sondern als Zumutung gilt.

Und er weiß: Die Oberlausitzer haben ihn als Verweser angenommen – nicht aus Begeisterung, sondern aus Mangel an Alternativen. Als Verweser vertritt er die Krone, hält Macht und Recht in der Region, organisiert die Abgaben und sorgt für Ordnung, ohne dass jede Entscheidung direkt aus Prag kommen muss. „Er ist zuverlässig", hatte ein Ratsherr gesagt. „Und er fragt nicht nach Zustimmung, wenn er handelt."

Doch Polenz kennt den Preis. Jeder Groschen, der in die Kriegskasse fließt, ist ein Tropfen, der das Fass der Geduld füllt. Und wenn es überläuft, wird kein königliches Siegel helfen. Später, als die Ratsstube leer ist und der Dunst sich hebt, bleibt Hans allein zurück. Er blickt auf die Stadt, auf die Mauern, auf die Menschen, die nicht wissen, ob sie morgen noch Korn haben – oder nur Befehle. In seinem Blick liegt keine Erschöpfung. Nur Klarheit. „Königliche Autorität endet dort, wo der Wille der Stände erlahmt." Er spricht es nicht aus. Aber er lebt danach. Und genau darin liegt seine Macht.

Der Winter nach Bautzen war hart, aber nicht still. Während Schnee und Eis die Straßen lähmten, liefen in Hans' Kopf die Wege heiß. Er hatte gesehen, wie schnell sich Macht verschieben konnte – ein Tor geöffnet, ein Siegel gebrochen, und ganze Städte wechselten den Herrn. Wer nur auf den nächsten Krieg wartet, verliert die Zeit dazwischen. Er organisierte Boten, prüfte Gerüchte, studierte Schuldenlisten, verhandelte leise in den Stuben der Wirte und an den Tischen der Ratsherren: „Es gibt Orte, die man nicht erobern muss. Man muss nur wissen, wann sie fallen wollen."

So führte ihn der erste Tau des Jahres nicht an eine Mauer, sondern an einen Tisch. Dort lag der Schlüssel zu Königsbrück – nicht aus Eisen, sondern aus Pergament und Silber. Ein Pfand, ein Vertrag, ein Dokument der Macht. Wer es hielt, konnte Einfluss ausüben, Einnahmen sichern und im schlimmsten Fall Druck auf den Eigentümer ausüben, bis die Bedingungen erfüllt waren. Für Hans war es nicht Triumph – sondern Verantwortung.

Königsbrück und Senftenberg, 1425–1427 – Pflicht, Macht und Verantwortung

Er hat sich gedacht: Ein Städtchen wie Königsbrück ist mehr als ein Markt und ein paar Mauern. Es ist ein Schlüssel – zwischen Ober- und Niederlausitz, zwischen Handel und Heer. Die Wege kreuzen sich hier: Händler aus Meißen, Fuhrleute aus Böhmen, Boten aus der Mark. Wer Königsbrück hält, hält die Hand am Puls der Straße.

Er hat gemacht: er ritt nach Waldau zu Georg von Waldau, dessen Schulden schwerer wogen als seine Mauern. Kein Schwert, kein Sturm – nur Pergament, Siegel und der Klang von Münzen. Waldau gab, Polenz nahm, und mit jedem Gulden wuchs die Pflicht, nicht nur die Tore, sondern auch die Märkte, die Zölle und die Handelswege zu schützen. Die Stadttore blieben offen, die Bürger sahen zu, wie ein neuer Herr die Schwelle überschritt. Kein Jubel, kein Murren – nur das stille Wissen, dass sich etwas verschoben hatte. „Ihr bleibt bei Eurem Recht, bei Eurem Markt, bei Eurem Frieden“, sagte Polenz. „Aber von heute an steht Königsbrück unter meinem Schutz – und in meinem Namen.“

Am Abend stand er auf der hölzernen Brücke über der Pulsnitz. Das Wasser floss träge, trug den Schein der Fackeln davon. Ein Stein mehr im Mauerwerk meiner Macht, dachte er. Und wenn die Hussiten kommen, werden sie hier nicht durchbrechen.

Der Himmel über Senftenberg war bleiern, die Luft roch nach feuchtem Holz und metallischer Kühlung. Frühling kam, doch mit ihm auch Gerüchte von Krieg. Aus Böhmen drangen Nachrichten über Hussiten: schnelle Feldzüge, Wagen, Feuerwaffen, fanatische Entschlossenheit. Vor dem Schlosstor stand ein leerer Platz, bald sollte er zur Übungswiese werden.

„Wir dürfen nicht warten, bis die Feinde vor dem Tor stehen,“ sagte Hans von Polenz, die Fingerspitzen an der Kante seines Mantels. „Die Stadt braucht bewaffnete Bürger, nicht nur Knappen und Söldner.“

Der Schultheiß Dietrich, 1423 zum Bürgermeister gewählt, nickte. „Die Männer sind Handwerker, Kaufleute, Ackerleute. Sie haben Alltagspflichten. Aber wir können sie ausbilden, ausrüsten und verpflichten. Die Stadt schützt die ihren – und das kostet Geld und bringt Ordnung.“

Die Bürger legten Bürgereid ab: Mauern zu verteidigen, dem Rat zu gehorchen, Alarm- und Dienstzeiten einzuhalten. Ein Verstoß konnte Strafe nach sich ziehen, doch wer geübt und diszipliniert war, wusste: Das war ihr Schutz. Handwerker kehrten vom Hobel zurück, legten die Hellebarde beiseite, wurden Schildträger der Stadt, Marschierer, Wächter – keine Berufssoldaten, aber Soldaten der Pflicht und der Gemeinschaft.

Die Ausbildung war praxisnah: Marschieren in Formationen, Keil- und Schildstellungen gegen Plänkler, Abwehr gegen Reiter, Umgang mit Hellebarde, Pike, Bogen, Armbrust und wenigen Handgonnes. Dreimal pro Woche nach Markt und Arbeit, damit Pflicht nicht Lebensgrundlage zerstörte. Hauptmann und Quartiersmeister führten, die städtische Führung stimmte die Zeiten ab, Polenz überwachte mit seinem Vogtsiegel, dass Recht und Ordnung gewahrt blieben.

Viel Geld floss in Waffen, Übungsgeräte, Munition, Verpflegung, Entlohnung für Waffenmeister. Reiche Bürger leisteten Zuwendungen, und wenn es hart kam, legte der Rat Sonderabgaben fest. Die Stadt signalisierte: Wir sind handlungsfähig. Wir bewahren unsere Rechte.

Im Frühjahr 1427 ein bleiches Morgenlicht über Senftenberg.

Ein erschöpfter Bote taumelte ins Gemäuer: Hussitische Fähnlein stehen an der Peitzer Heide. Die Stände, zerrissen von Furcht und Schuldzuweisungen an Albrecht von Colditz, wählten rasch einen neuen Verweser. Fackelschein tanzte über die Gesichter der Ratsherren. Polenz wurde erneut zum Verweser erhoben – nicht aus Begeisterung, sondern aus purer Not. Er übernahm nicht nur das Schwert, sondern auch die Gefälle, die Colditz reserviert hielt.

Die Mauern zitterten. Rauch stieg auf vom Markt, Schreie hallten durch die Gassen. Die Hussiten waren gekommen – nicht als Boten, sondern als Sturm. Ihre Banner flatterten wie zerrissene Gebete, ihre Hämmer schlugen wie Urteile.

Hans stand auf dem Wehrgang der Burg, Hand am Stein, Herz schwer. Angst – nicht um sich, sondern um das Werk, um Senftenberg, Großkoschen, die Mühle, den Markt, die Menschen. Und da, in der Stille zwischen zwei Hammerschlägen, hörte er sie: **„Du hast aus Eisen Mehl gemacht. Aus Besitz Vertrauen. Aus einem Sohn einen Mann.“ Die Stimme war ruhig, tief, vertraut. „Du bist nicht ich. Du bist besser. Und darum wirst du nicht fliehen. Du wirst stehen.“**

Ein Windstoß ließ die Fahne über dem Tor flattern. Hans öffnete die Augen. Die Angst war nicht fort – aber sie war nicht allein. Er rief nach den Wachen, nach Miklaw, nach Jasna, nach denen, die blieben. **„Wir halten nicht, weil wir stark sind. Wir halten, weil wir wissen, was wir schützen.“**

Brief von Margarethe
Hans,

Dein Brief liegt neben dem Fenster, der Wind spielt mit dem Pergament. Ich habe ihn noch einmal gelesen – nicht aus Zweifel, sondern aus Sehnsucht. Du schreibst von Lasten, die man nicht teilen kann. Aber man darf sie wenigstens zeigen. Ich sehe sie in deinen Worten, in den Pausen, im Brot, das mehr ist als Nahrung.

Die Mühle läuft. Die Kinder lachen. Aber ich weiß, dass du nicht lachst. Nicht aus Kälte, sondern aus Sorge. Du trägst ein Land, das sich nicht tragen lässt, hältst eine Ordnung, die sich ständig entzieht. Und doch bleibst du. Das ist mehr als Pflicht. Das ist Liebe – nicht nur zu mir, sondern zu dem, was du bewahren willst.

Wenn du zurückkehrst, werde ich nicht fragen, was du gewonnen hast. Ich werde fragen, was du bewahrt hast. Und wenn du mir dann ein Stück Brot reichst, werde ich wissen, dass du noch weißt, wie man wärmt.

Deine Margarethe

Ein Blick zurück: Die heimliche Hochzeit 1424:

In Erinnerung an ruhigere Tage leuchtet ein zarter Duft von Frühlingsblüten durch den Saal: 1424 hatte Polenz eine seiner Töchter in Senftenberg verheiratet. Die Tafel war reich gedeckt, Geschenke aus Cottbus unterstrichen den hohen Rang der Familie. Ihr Name verlor sich in den Quellen, doch die Freude jener Stunde klingt noch in seinem Blick nach, wenn er an die Krone seiner Familie denkt – nun ebenso bedroht wie sein Land.

Tag von Hoyerswerda: Ein regionaler Reichstag, 1425

Unter den weiten Eichen des Hoyerswerdaer Marktplatzes versammeln sich Abgesandte aus Bautzen, Löbau, Görlitz, Kamenz, Zittau und Weißwasser. Ein hölzerner Tisch trägt Schilde, Karten auf Pergament und gestrichene Kerzen. Polenz erhebt sich, sein Schatten fällt auf die Gesichter der Sechsstädtebund-Vertreter. Mit ruhiger Stimme skizziert er Wachttürme, Flusspatrouillen und Meldeketten: „Einiget euch, oder die Hussiten erreichen uns ungehindert."

Ein zustimmendes Nicken durchläuft die Runde, und der „Tag von Hoyerswerda" schließt mit dem Schwur, gemeinsam den Sog der Kriegshölzer und Gewehrläufe zu tragen.

Im Juli 1425 haucht der Sommerwind in den Säulenhof von Leipzig. Kaiser Sigismund, Herzog Friedrich von Sachsen und Albrecht von Österreich nehmen Platz – und Polenz neben ihnen. Federkiele klappern, Rauch von Weihrauch mischt sich mit dem Duft frischer Pergamente. Das Schutzbündnis gegen die Hussiten wird gefasst: ein Gelenk zwischen Sachsen, Österreich und der Lausitz. Am Ende stehen Unterschriften unter einem Dokument, das Königreiche verbindet und Polenz' Namen in die erste Reihe der Verhandlungspartner rückt.

Kaum ist die Tinte trocken, erreichen Klagen aus Görlitz den Kaiserhof. Polenz' Alleingänge als Verweser stoßen auf Unmut. Sigismund reagiert handfest: Albrecht von Colditz wird erneut zum Vogt der Oberlausitz erhoben. Formal ist Polenz entmachtet, doch wer die Wehrmänner und Händlerräte kennt, weiß, dass sein Einfluss ungebrochen bleibt – denn die Stände wenden sich nicht an Siegel, sondern an den Mann, der bereit ist, das Schwert zu führen.

Nürnberger Hallen statt Schlacht bei Außig, 1426

Am 16. Juni 1426 tobt nahe Außig eine Schlacht, die in die Chroniken eingeht. Polenz jedoch findet sich nicht im Schlamm der Wagenburgen. In den steinernen Hallen des Nürnberger Reichstags beugt er sich über karg beschriftete Register der Hussitenkriege. Er stimmt Zahlungen ab, plant neue Mortars und berät Sigismund, wie Vorräte an die Fronte zu leiten sind.

Seine Feder ersetzt das Schwert – ein diplomatisches Gewicht, das den König an seine Seite zieht.

Frühling 1427: Unruhe und Wegelagerer

Die Landstraßen sind dünn besiedelt, doch Rabiel von Bornsdorf und seine Placker überfallen Karawanen zwischen Lübben und Senftenberg. Polenz reitet aus, inspiziert zertrümmerte Wagenräder, richtet eine Sühnetafel im Dorf auf und ordnet nächtliche Patrouillen an.

In jedem verrauchten Gasthof erneuert er sein Versprechen: „Wer lacht, wenn Hussiten brennen, zahlt den Preis“, warnt er mit durchbohrendem Blick.

Im August 1427 erhebt sich Polenz vor den Ratsherren von Zittau. Als Verweser der Sechslande schlägt er vor, Mauern zu flicken, Milizen besser auszubilden und Feldzeichen abzustimmen. Seine Stimme findet Gehör, denn jeder spürt: Er hat sich in härtesten Feuern bewährt. Im Dezember reist er nach Dresden, um dort weitere Verhandlungen zu führen und den regionalen Zusammenhalt zu sichern.

Schiedsrichter im Grenzstreit Preußen–Polen

Zwischen den Festivitäten tritt Polenz gemeinsam mit Wend von Eilenburg vor Vertreter des Deutschen Ordens und polnische Gesandte in Thorn. Ihre Aufgabe: die Grenzziehung neu fixieren, Wege für Handel freizumachen und das Gleichgewicht zwischen Orden und König zu wahren.

Federkiele zeichnen Linien auf Karten, während Polenz’ stille Autorität die Zunge löst und Kompromisse formt, die Königreiche versöhnen.

November 1428: Feuer über Löbau – Sieg bei Cratzau

Ein eisiger Wind fegt über die Dächer von Görlitz, als Hans von Polenz die Nachricht erreicht: Hussitenbanner wurden bei Bernstadt gesichtet. Glocken läuten Sturm, Bürger bewaffnen sich, Ratsherren versiegeln hastig Pergamente. Polenz, gerade in Lübben, wird nach Görlitz gerufen – nicht als Vogt, sondern als Vermittler und Verteidiger.

Am 11. oder 16. November 1428, in der Dämmerung, trifft Polenz mit Ersatztruppen aus Bautzen und Kamenz auf ein hussitisches Heer, das auf dem Rückzug nach Böhmen ist. Die Wagenburg steht auf einer Anhöhe, die Luft riecht nach nassem Leder und Eisen. Mit einem taktischen Manöver umgeht Polenz die Flanke, lässt seine Reiter durch das Unterholz preschen – und schlägt die Hussiten entscheidend.

Der Sieg bei Cratzau wird ihm später fälschlich als „Hauptmann des römischen Königs“ zugeschrieben, doch die Wirkung ist echt: Die Oberlausitz atmet auf.

Dezember 1428 – Friedensstifter in zerrissener Zeit

Die frostige Ratsstube von Görlitz ist erfüllt von Atemwolken und Misstrauen. Gottsche Schaff vom Greifenstein sitzt steif aufrecht, die Finger um den Becher gekrallt. Gegenüber Vertreter der Städte, deren Geduld längst brüchig ist. Der Ton ist scharf, die Luft gespannt wie ein Seil vor dem Reißen.

Dann tritt Hans von Polenz ein. Kein Fanfarenstoß kündigt ihn an, kein Herold ruft seinen Namen. Er legt den Mantel ab, setzt sich – und spricht. Ruhig. Klar. Ohne Drohung, ohne Bitte. Innerhalb weniger Stunden gelingt ihm, was Wochen zuvor gescheitert war: Ein Kompromiss. Kein Frieden, aber ein Halt. Die Region atmet auf – für einen Moment.

Noch vor Weihnachten versammeln sich die Räte des Herzogs von Sachsen, der Bischof von Meißen und Vertreter der Sechslande in Bischofswerda. Polenz, nun wieder als Verweser anerkannt, koordiniert Verteidigungsmaßnahmen: Wachtürme entlang der Elster, Vorratslager in Bautzen, Reiterstaffeln für schnelle Alarmierung. Die Versammlung endet mit einem Handschlag – ein stilles Symbol regionaler Selbstbehauptung gegen die Flammen aus Böhmen. Kein Pardon, keine Ordnung, keine Gnade. Mauern fallen, Häuser brennen, Stimmen verstummen.

Hans von Polenz ist zu dieser Zeit in Meißen. Als die Nachricht ihn erreicht, wird sein Gesicht bleich. Nicht aus Überraschung – sondern aus Erkenntnis. Die Niederlausitz ist nicht mehr nur bedroht. Sie brennt. Und mit ihr die Hoffnung, dass Diplomatie allein reicht. Er steht am Fenster, blickt auf die Türme von Meißen, die im Herbstlicht glimmen. In seinem Blick liegt keine Ohnmacht – nur Entschlossenheit. Wer einmal Frieden gestiftet hat, weiß, wie kostbar er ist – und wie schnell er zu Asche wird.

Oktober 1429 – Grausame Nachrichten aus Guben

Am 12. Oktober erreicht Molesko, der hussitische Anführer, die Tore von Guben. Die Stadt kapituliert – und wird dennoch verwüstet. Zeitgenössische Berichte sprechen von einem „Grabe aller seiner Einwohner“. Kein Pardon. Kein Schutz. Nur Asche.

Hans von Polenz, noch immer in Meißen, wird erneut mit der Realität konfrontiert. Sein Gesicht wird bleich. Nicht aus Überraschung – sondern aus Erkenntnis. Die Niederlausitz brennt. Kurz darauf fällt das Kloster Neuzell. Hussiten stürmen die Mauern, ermorden Abt Petrus und seine Brüder, entweihen die Kirche, plündern und setzen sie in Brand. Nur ein Laienbruder namens Koch löscht das Feuer – ein stiller Akt der Tapferkeit inmitten der Grausamkeit.

Zwischen Bündnis und Brand – 1429 bis 1432

Die Winterluft über Görlitz ist schneidend, als Polenz die Ratsstube betritt. Stände der Oberlausitz, Vertreter der Wettiner und schlesische Gesandte sitzen bereits am Tisch. Kein kaiserliches Siegel – die Initiative geht allein von Polenz aus. Mit ruhiger Stimme verliest er die Vertragsklauseln: gegenseitige Hilfe, militärische Koordination, Schutz der

Handelswege. Ein Original des Bündnisses liegt im Ratsarchiv Görlitz – ein stilles Zeugnis regionaler Eigenständigkeit.

Zwischen Wurzen und Döbeln zieht Polenz mit seinem Heer aus. Felder noch feucht vom Tau, als Truppen auf hussitische Wagenburgen stoßen. Der Angriff ist wagemutig – endet jedoch in einer Katastrophe: 400 Gefallene, 150 Gefangene. Polenz erkennt die Grenzen direkter Konfrontation. Die Hussiten sind keine marodierenden Banden – sie sind eine disziplinierte Armee.

Im März 1429 reist er nach Nürnberg. In den Hallen des Rathauses tritt Polenz vor Kaiser Sigismund, berichtet von Verwüstungen in Meißen, Vogtland und Franken. Seine Stimme ist fest, die Forderung klar: ein allgemeines Aufgebot gegen die Hussiten. Die Nachricht reicht bis Straßburg – die Lausitz ist längst kein lokales Problem mehr.

Unter Bürgermeister Hans Schwerdtfeger stehen 12.000 geharnischte Ritter aus Meißen gemeinsam mit Polenz' Truppen vor Budissin. Fünf Tage lang warten sie auf den Angriff. Doch in der Nacht ziehen die Meißner heimlich ab. Die Hussiten nutzen die Lücke, stürmen die Stadt. Polenz, der auf Bündnistreue gesetzt hatte, sieht sich verraten. Die Lektion ist bitter: Bündnisse ohne Verlässlichkeit sind nur Worte auf Pergament. In Dobrilugk und Lübbenau lodern die Flammen. Klöster fallen – und mit ihnen das Vertrauen in eine gemeinsame Verteidigung.

1431 – Senftenberg in Trümmern

Der Schnee liegt schwer auf den Mauern von Senftenberg. Das Schloss – einst Sitz, Schutz und Symbol – ist nur noch ein Gerippe aus Stein und Rauch. Die Stadt selbst blieb verschont, doch Urkunden, Chroniken und Verträge – alles verbrannt. Das Gedächtnis der Stadt liegt in Asche.

Hans von Polenz steht vor dem halb eingestürzten Torbogen. Kein Helm, kein Wappen, nur der Mantel eines Mannes, der etwas verloren hat, das sich nicht ersetzen lässt. Die Trümmer schweigen. Und in diesem Schweigen liegt mehr Schmerz als in jedem Schrei.

„Die Urkunden sind fort", sagt der Stadtschreiber. „Wir wissen nicht mehr, was wir waren." Polenz blickt auf Kinder, die zwischen den Steinen spielen, auf alte Frauen, die Brot verteilen, auf Männer, die schweigend Mauern flicken. Dann antwortet er: „Dann müssen wir es erzählen. Nicht auf Pergament – sondern von Mund zu Ohr. Von Vater zu Sohn. Von Nachbar zu Nachbar."

Er geht durch die Gassen, spricht mit Schmieden, Bäckern, Ratsherren. Er fragt nach Namen, nach Geschichten, nach Erinnerungen. Langsam beginnt Senftenberg, sich selbst neu zu schreiben – nicht in Urkunden, sondern in Stimmen.

Abends sitzt Polenz in der Ruine des ehemaligen Rittersaals. Ein Feuer knistert, und die Menschen versammeln sich um ihn. Einer erzählt von der Mühle in Treppendorf, eine andere von der Flucht aus Guben. Ein Junge fragt, wer die Stadt einst gegründet hat. Polenz antwortet nicht mit Daten – sondern mit Bildern: „Wir sind nicht, was geschrieben steht. Wir sind, was wir erinnern."

Margarethes Geschichte – Die Nacht von Spangenberg

„Du erinnerst dich nicht mehr, Hans“, sagt sie, während sie das Holz nachlegt, „aber ich erinnere mich. Es war in Spangenberg, lange bevor du zum Verweser wurdest. Du warst noch ein junger Ritter, voller Pläne, voller Eifer. Die Stadt war klein, das Schloss kaum mehr als ein befestigter Hof. Und doch war es dort, wo ich dich zum ersten Mal anders sah.“ Hans blickt auf, sein Gesicht vom Flammenschein gezeichnet. „Es war Winter. Die Vorräte waren knapp, und die Leute hungerten. Du hattest gerade einen kleinen Trupp aus Meißen empfangen – mit Waffen, mit Befehlen, mit Stolz. Aber du hast sie nicht in die Burg geführt. Du hast sie in die Stadt geschickt. Mit Brot. Mit Holz. Mit Decken.“ Sie lächelt, aber es ist ein stilles Lächeln.

„Ich habe dich beobachtet, wie du einem alten Mann halfst, der seine Tochter verloren hatte. Du hast ihm nicht befohlen, du hast ihm zugehört. Und als er dir sagte, dass er nichts mehr habe, hast du ihm deine Handschuhe gegeben. Einfach so. Ich habe das nie vergessen.“ Hans schweigt. Vielleicht erinnert er sich. Vielleicht nicht. „Niemand hat davon geschrieben. Kein Chronist, kein Ratsherr. Aber ich habe es behalten. Weil es zeigt, wer du bist, wenn niemand hinsieht. Nicht der Obrist. Nicht der Verweser. Sondern der Mann, der weiß, dass Wärme nicht in Bannern liegt – sondern in Händen, die geben.“
Sie legt die Hand auf seine. Und in diesem Moment, zwischen Feuer und Erinnerung, ist Geschichte nicht das, was in Pergamenten steht – sondern das, was bleibt.

1432 ist auch kein besseres Wetter. Ein kühler Wind streicht über die Zeltplanen des Taboritenlagers. Die Erde ist feucht vom Aprilregen, das Osterfest steht bevor. Hans von Polenz reitet langsam durch das Lager, flankiert von zwei Knechten, das Banner der Lausitz tief gehalten. Die Hussiten, misstrauisch und kampferprobt, beobachten ihn schweigend. Doch Polenz steigt ab, reicht dem Feldhauptmann ein versiegeltes Pergament – ein Vorschlag zum Frieden. In einem einfachen Zelt, auf grob gezimmerten Bänken, beginnt die Verhandlung. Polenz spricht nicht von Sieg, sondern von Erschöpfung. Von Dörfern, die keine Vorräte mehr haben, von Städten, deren Mauern nur noch aus Hoffnung bestehen. Die Taboriten hören zu – und verlangen Silber. Polenz bietet mehr: Ruhe, Versorgung, ein zweijähriger Waffenstillstand. Am Ende, am 20. April 1432, wird das Abkommen besiegelt. Die Lausitz erhält eine Atempause.

Bereits zehn Tage zuvor, am 10. April, hatte Polenz mit einem kleineren hussitischen Trupp einen separaten Vertrag geschlossen. Die Stadt Lübben, durch ihre Lage besonders gefährdet, sollte verschont bleiben. Polenz verhandelt direkt mit den Kommandanten, bietet Getreide, Unterkunft und Silber – und erhält dafür das Versprechen, dass keine Plünderung erfolgen werde. Die Bürger von Lübben feiern kein Osterfest – aber sie feiern das Überleben. Zwischen 1429 und 1432, als andere Adlige auf Verstärkung hofften, trat Polenz den Feinden am Verhandlungstisch entgegen. Er wagte, was kaum einer dachte: persönliche Gespräche mit den Taboriten, mitten im Lager, ohne kaiserliche Rückendeckung. Seine Waffen waren Worte, sein Schild das Vertrauen der Städte. Der Osterfrieden war kein Triumph der Macht – sondern der Klugheit.

Während Städte brannten und Klöster fielen, blieb die kirchliche Struktur der Lausitz erstaunlich stabil. Das Bistum Meißen behielt seinen Einfluss, das Archidiakonat Lausitz blieb intakt. Die Franziskaner in Cottbus und Sorau, die Dominikaner vor Guben – sie waren nicht nur Seelsorger, sondern auch Vermittler, Lehrer, Helfer. Ihre Klöster wurden zu Inseln der Ordnung in einem Meer aus Chaos.

1431–1432 – Diplomatie zwischen Feuer und Eis

Der Winter 1431 hat die Oberlausitz in ein bleiches Kleid gehüllt. Schnee knirscht unter den Stiefeln, während Polenz von einem Dorf zum anderen reitet. Jede Straße erzählt von Zerstörung und Angst. Die Hussiten sind nicht verschwunden – ihre Wagenburgen ziehen wie Schatten durch das Land.

In Lübben beruft Polenz die Herren und Städtevertreter ein. Die Versammlung findet in einer Kirche statt, deren Mauern noch die Schreie der Flucht widerhallen lassen. „Wir können nicht allein kämpfen“, sagt er, die Hände um die Kante des Altars gelegt. „Aber wir können lenken, wo sie brennen. Wir können bestimmen, wer den Preis zahlt.“ Die Anwesenden nicken stumm, denn jeder weiß: Diplomatie ist hier Waffe, Strategie und Schutz zugleich.

Polenz schickt Boten nach Dresden, Bautzen und Kamenz. Er verhandelt mit Fürsten, Städten und Söldnern zugleich. Im Frühjahr 1432 trifft er selbst in einem hussitischen Lager ein. Zwei Jahre Frieden fordert er, bietet hohe Geldzahlungen und sichert seine Worte mit Gesten, die mehr wie ein Schwur wirken als ein Handel. Überraschenderweise stimmen die Hussiten zu. Kein Triumph, kein Jubel – nur das stille Aufatmen von Städten und Dörfern, die zum ersten Mal seit Jahren eine Atempause bekommen.

Wiederaufbau und Erinnerung

In Senftenberg beginnt Polenz, die Mauern zu flicken, die Straßen zu markieren, die Märkte zu beleben. Aus Ruinen wächst neues Leben. Alte Schmiede schlagen wieder Eisen, Bäcker füllen die Häuser mit Duft von Brot, Kinder spielen zwischen Steinen, die gestern noch Trümmer waren.

Polenz beobachtet, korrigiert, mahnt, lobt. „Die Stadt muss sich selbst erinnern“, sagt er zu den Stadträten. „Nicht nur an das, was sie verloren hat, sondern an das, was sie bewahrt.“ Unter seiner Aufsicht entstehen Notarsbücher, Listen der Überlebenden und Chroniken der Ereignisse – doch stets mit dem Ziel, dass Geschichten, nicht nur Dokumente, das Gedächtnis tragen.

In privaten Momenten sitzt er am Fenster des wiederhergestellten Schlosses von Senftenberg. Der Fluss glitzert wie Silber, der Himmel färbt sich rot im Abendlicht. Er denkt an Margarethe, an seine Kinder, an die Städte, die er durch Sturm und Feuer geleitet hat. „Wir haben überlebt“, murmelt er leise, „nicht durch Macht allein, sondern durch das Herz.“

Der Lausitz Sonnenaufgang

Morgenlicht fällt über die Hügel bei Böhmischbrod. Auf den Feldern treffen die Hussiten auf ein vereintes Heer. Die Schlacht ist kurz, die Niederlage verheerend. Chronisten schreiben: „Sie vergaßen das Wiederkommen." Die politische Vision der Bewegung zersplittert, ihre militärische Kraft ist gebrochen. Für Polenz und die Lausitz ist es das Ende einer Ära – und der Beginn einer neuen Ordnung. Das Blut auf dem Feld trocknet unter der aufgehenden Sonne. Die Überlebenden sammeln sich, verwundet und entmutigt, während die Region aufatmet. Polenz schaut auf die Felder, die Straßen, die Burgen, die er verteidigt hat. Er weiß: Die Schlacht hat etwas endgültig verändert.

Ein Meisterstück der Realpolitik

Die Hussitenkriege enden nicht mit Glanz und Siegesfeiern, sondern mit nüchterner Klugheit und sorgfältig geschmiedeten Vereinbarungen. Polenz hat den Oberlausitzern Zeit verschafft, Städten Sicherheit zurückgegeben und Brücken zwischen Fürsten, Städten und Bürgerschaften gebaut.

Die Chroniken werden berichten: Die Oberlausitz hat gelitten, Städte sind gefallen, Klöster geplündert. Aber sie werden auch festhalten: Hans von Polenz hat geführt, als Worte mehr wert waren als Schwertklingen. Er hat Brände gelenkt, Verhandlungen geführt und das Überleben von Land und Leuten gesichert. Inmitten von Asche, Eis und Angst bleibt sein Name verbunden mit Schutz, Ordnung und dem unerschütterlichen Glauben daran, dass Geschichte nicht nur von Siegen, sondern auch von Bewahren handelt.

Nach Böhmischbrod – Aufbau und Bewährung (1434–1437)

Die Felder der Lausitz tragen wieder das Grün des Sommers, doch der Staub der Wagenburgen liegt noch in den Dörfern. Die Städte atmen auf, doch die Narben der Hussitenzüge sind tief. Hans von Polenz reitet von Senftenberg nach Görlitz, von Zittau nach Bautzen, spricht mit Ratsherren, Kaufleuten, Schmieden. Überall dasselbe Muster: Schutt auf der Straße, Hunger in den Häusern, Angst in den Augen der Menschen – und die leise Hoffnung, dass Ordnung wieder möglich ist.

Polenz bleibt nicht im stillen Büro. Er inspiziert die Mauern, ordnet Patrouillen, überprüft Vorratslager und sorgt dafür, dass Handelswege wieder sicher sind. Kein Schwert, kein Trommelwirbel – nur Organisation, Worte, Präsenz. Die Menschen beginnen wieder zu arbeiten, zu handeln, zu lernen, dass ihre Stadt nicht mehr nur ein Ort der Bedrohung ist, sondern ein Ort, an dem sie selbst Verantwortung tragen.

Die Diplomatie wird erneut gefordert: Nach wie vor sind die Grenzen unsicher, Preußen, Polen, der Deutsche Orden – jeder schaut, wer stärker ist. Polenz vermittelt, zeichnet Karten, legt Verträge vor, sorgt dafür, dass alte Streitigkeiten nicht die junge Stabilität zerschlagen. In all dem bleibt er besonnen: Er handelt, ohne laut zu sein; er spricht, ohne

zu fordern. Sein Einfluss zeigt sich nicht im Titel, sondern in der Tatsache, dass Städte und Herren ihm folgen, weil sie wissen, dass er liefern kann.

Zwischen Ratshäusern, Burgen und Gasthäusern webt Polenz ein Netz aus Vertrauen, Pflicht und Ordnung. Keine Schlacht zwingt ihn, doch jeder Schritt auf den Straßen der Lausitz ist ein kleiner Sieg: über Chaos, über Furcht, über das Vergessen der Lektionen aus den Jahren der Hussitenkriege. Und in dieser stillen Arbeit liegt seine Macht: die Fähigkeit, nach Feuer und Blut ein Land wieder aufzurichten – als Hüter von Recht, Markt und Menschlichkeit.

1437 – Abschied eines Landvogts: Der Tod in Senftenberg

Am 15. Januar 1437 verstummt die Stimme eines Mannes, der über Jahrzehnte hinweg das Schicksal der Lausitz geprägt hat. Hans von Polenz stirbt vermutlich in Senftenberg – jener Stadt, die er verteidigt, regiert und mit diplomatischer Weitsicht durch die Wirren der Hussitenzeit geführt hatte. Die Überlieferung berichtet, er sei unter dem Taufstein der Peter-und-Paul-Kirche beigesetzt worden. Ein symbolischer Ort: nicht prunkvoll, sondern tief verbunden mit dem Leben der Stadt. Im selben Jahr stirbt auch Kaiser Sigismund in Mähren. Zwei Männer, die sich kannten, die sich schätzten – und die beide versuchten, ein zerrissenes Reich zusammenzuhalten. Ihr Tod markiert das Ende einer Epoche, in der Diplomatie und militärische Notwehr oft Hand in Hand gingen.

Ein fragiles Erbe: Die Söhne Jakob der Ältere und Jakob der Jüngere

Hans hinterlässt zwei unmündige Söhne, beide mit dem Namen Jakob – später unterschieden als der Ältere (geb. um 1417) und der Jüngere (geb. um 1427). Ihre Mutter, Margarethe von Dohna, stammt aus einem der einflussreichsten Adelsgeschlechter der Region. Nach dem Tod ihres Mannes muss sie sich mit Erbstreitigkeiten auseinandersetzen – unter anderem mit dem Abt von Dobrilugk.

Niclas von Polenz – Bruder und Vormund der unmündigen Kinder

Die Vormundschaft übernimmt Niclas von Polenz, der Bruder des Verstorbenen. Er wird zunächst von Sigismund, später von Albrecht II. von Habsburg als Landvogt bestätigt. Doch die politische Lage ist instabil: Niclas kann sich weder gegen die Wettiner noch gegen die Ansprüche des Reiches behaupten. Angesichts der Bedrohung durch Sachsen wendet sich Niclas an Friedrich II. von Hohenzollern. Bereits zuvor hatte er Schutzabgaben gezahlt – 1448 folgt der Verkauf des niederlausitzischen Pfandes an Brandenburg. Der Schritt erfolgt unter militärischem Druck und gegen den Widerstand des sächsischen Kurfürsten Friedrich II. des Sanftmütigen sowie des römischen Königs Friedrich III. Die Übergabe der Lausitz ist ein Höhepunkt eines dynastischen Machtkampfes im Ringen zwischen Wettinern und Hohenzollern. Seit dem Aussterben der sächsisch-wittenbergischen Linie der Askanier 1422 ist die Region ein Spielball dynastischer Interessen. Das Erbe von Hans von Polenz gerät in die Mühlen der großen Politik.

Vermächtnis – Ein Mann zwischen Diplomatie und Verteidigung

Die Winterluft liegt schwer über dem Schloss. Draußen knirscht der Frost unter den Stiefeln der Knechte, drinnen flackert das Licht einer einzelnen Öllampe. Der Raum ist schlicht, aber würdevoll: dunkles Holz, ein geschnitztes Bettgestell, ein kleiner Tisch mit einem silbernen Kelch, darin ein Rest Wein, den Hans von Polenz nicht mehr trinken konnte. Hans liegt auf dem Rücken, die Schultern leicht erhoben, gestützt von Kissen aus grobem Leinen. Sein Atem ist flach, die Augen halb geschlossen. Die Jahre haben sich in seine Gesichtszüge gegraben – Linien von Sorge, von Entscheidung, von Verantwortung. Die Decke über ihm ist mit dem Wappen seiner Familie bestickt: drei silberne Rosen auf rotem Grund. Margarethe sitzt an seiner Seite, die Hände gefaltet, das Gesicht bleich. Sie hat die letzten Stunden kaum gesprochen. Ihre Augen ruhen auf seinem Gesicht, als wollte sie jeden Moment bewahren. Neben ihr steht Niclas von Polenz, der Bruder. Er hält ein Pergament in der Hand – eine Vollmacht, eine letzte Verfügung, die Hans noch mit zitternder Hand unterzeichnet hat.

„Er hat alles gegeben", sagt Niclas leise. „Für das Land, für die Städte, für uns." Margarethe nickt, aber ihre Stimme ist kaum hörbar. „Und doch bleibt so vieles offen. Die Jungen sind noch nicht bereit. Jakob ist kaum zehn." Hans öffnet die Augen ein letztes Mal. Ein schwaches Lächeln huscht über sein Gesicht, als er Margarethe sieht. Dann blickt er zu Niclas, und seine Stimme ist kaum mehr als ein Hauch: „Halte sie zusammen. Nicht für mich. Für das Land."

Ein leiser Glockenschlag aus der Peter-und-Paul-Kirche dringt durch das Fenster. Es ist die Stunde der Vesper. Hans von Polenz schließt die Augen, und sein Atem verstummt. Margarethe beugt sich vor, küsst seine Stirn. „Du hast uns durch das Feuer geführt", flüstert sie. „Jetzt ruhst du in Frieden." Niclas tritt ans Fenster, blickt hinaus auf die verschneite Stadt. Die Zukunft ist ungewiss, doch in diesem Moment herrscht Stille. Und in ihr liegt die Würde eines Mannes, der mehr war als ein Titel – ein Landvogt, ein Vater, ein Wächter der Lausitz. Er setzte dem Raubrittertum ein Ende, organisierte die Verteidigung gegen die Hussiten und schloss 1432 sogar einen Friedensvertrag mit ihnen, der seine Besitzungen und die Lausitz vor weiteren Angriffen bewahrte. Hans von Polenz war über 30 Jahre lang eine prägende Figur der Lausitzer Geschichte. Als Landvogt, Diplomat und Pfandherr sicherte er Frieden, baute Macht auf und hinterließ ein bleibendes Erbe – besonders in Senftenberg, das bis heute stolz auf seinen berühmten Bürger ist.

Fiktive Andacht zur Beisetzung von Hans von Polenz, Peter-und-Paul-Kirche, Senftenberg – 17. Januar 1437

„Wir stehen heute nicht nur an einem Grab. Wir stehen am Ende einer Epoche."

Hans von Polenz, geboren in jenen Jahren, da die Mark Meißen noch ihre Grenzen suchte, gestorben in einer Zeit, da die Lausitz sich selbst behaupten musste – war mehr als ein Ritter. Er war ein Architekt der Stabilität. Ein Mann, der mit dem Schwert verteidigte, mit dem Siegel verhandelte und mit dem Wort versöhnte.

Er war Marschall, Landvogt, Diplomat. Ein Mann, dessen Rat Fürsten suchten, dessen Bündnisse Städte schützten, dessen Entscheidungen das Land prägten. Er war kein Fürst, kein König – und doch ein Herr über Vertrauen. Er kaufte Senftenberg nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Verantwortung. Er verhandelte mit den Hussiten nicht aus Schwäche, sondern aus Weitsicht. Und als andere noch auf Verstärkung hofften, trat er selbst ins Lager der Feinde – und brachte Frieden.

Heute, da wir ihn unter dem Taufstein dieser Kirche bestatten, erinnern wir uns nicht nur an seine Taten, sondern an seine Haltung. An die stille Kraft, mit der er Mauern errichtete – nicht aus Stein, sondern aus Vertrauen.

Und so sprechen wir zum Schluss die Verse, die ihm gelten:

„Und unverletzt, von keinem Pfeil erreicht,
ist ER ohn' einz'gen Weheruf erbleicht,
ja, wie ein Thurm durch unterird'sche Flammen,
sank er in seiner Harnischpracht zusammen."

Möge sein Name weiterleben – in den Mauern dieser Stadt, in den Erinnerungen ihrer Menschen, und in der Geschichte eines Landes, das er zusammenhielt, als es zu zerfallen drohte.

Reflexion über ein Leben im Spannungsfeld von Krieg und Diplomatie

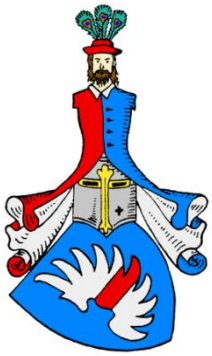
Hans von Polenz war mehr als ein Landvogt – er war ein Mann zwischen zwei Welten: der des Schwertes und der Feder, der Burg und des Ratsstuhls, der Tradition und des aufkeimenden politischen Pragmatismus. Drei Jahrzehnte lang bewegte er sich durch ein zerrissenes Land, in dem Städte brannten, Klöster fielen und Menschen nach Sicherheit hungerten.

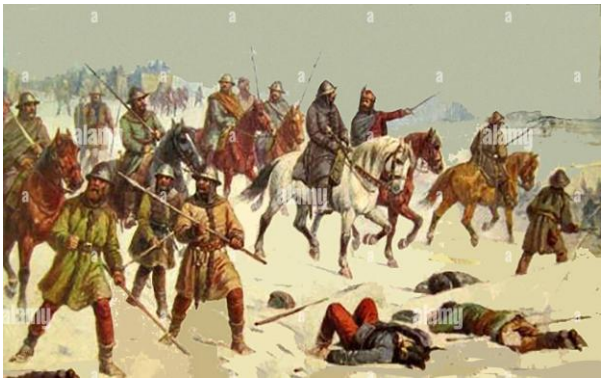
Er verstand, dass Macht nicht allein in der Gewalt lag, sondern in der Fähigkeit, sie zu lenken, zu vermitteln, sie sichtbar, aber zugleich unsichtbar wirken zu lassen. Wo andere auf Schlachten setzten, setzte er auf Bündnisse; wo andere auf Drohungen, setzte er auf Beharrlichkeit. Und doch zögerte er nicht, das Schwert zu führen, wenn die Situation es verlangte.

Sein Vermächtnis ist nicht nur in Urkunden, Siegeln oder Mauern zu finden – es lebt in den Stimmen der Städte, in den Straßen, die er verteidigt, in den Menschen, die er leitete, und in der Ordnung, die er inmitten von Chaos und Krieg schuf. Senftenberg, Görlitz, Bautzen – sie tragen sein Echo weiter, nicht als Legende, sondern als greifbare Realität: ein Land, das durch seine Entscheidungen gestärkt wurde, selbst wenn der Preis hoch war.

Hans von Polenz starb, als die Wintersonne die Türme von Senftenberg vergoldete, und mit ihm endete eine Ära der Lausitz. Doch die Strukturen, die er schuf, die Bündnisse, die er knüpfte, und die Menschen, die er führte, bildeten das Fundament für eine Region, die nach den Hussitenkriegen wieder zu Atem kommen konnte.

Sein Leben lehrt: Diplomatie ist kein zartes Spiel, sondern ein Handwerk, das Mut, Klugheit und Geduld verlangt. Verteidigung ist mehr als Krieg – sie ist Verantwortung. Und Erinnerung ist das, was überdauert, wenn Urkunden verbrannt sind, Burgen zerfallen und Schlachten verklungen: die stille Würde eines Mannes, der sein Land über sich selbst stellte.





Alle 577 Quellen und Literaturhinweise siehe „Hans von Polenz-Großer Lebenslauf“ von Heinz-Christian Hübner

- Genealogisches Handbuch des Adels, Adelige Häuser, 2015, Band XXXVI, Band 158 der Gesamtreihe GHdA, C. A. Starke Verlag, Limburg an der Lahn 2015 (letzte Ausgabe). ISBN 978-3-7980-0858-8. ISSN 0435-2408
- Genealogisches Handbuch des Adels, *Adelslexikon,* Band X, Band 119 der Gesamtreihe GHdA, C. A. Starke Verlag, Limburg an der Lahn 1999, S. 463–464. ISBN 3-7980-0819-1. ISSN 0435-2408
- Genealogisches Handbuch des Adels, Adelige Häuser, A (Uradel), Band XIV, Band 66 der Gesamtreihe GHdA, C. A. Starke Verlag, Limburg an der Lahn 1977. ISBN 3-7980-0766-7. ISSN 0435-2408
- Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Adeligen Häuser 1942. Jg. 41. Zugleich Adelsmatrikel der Deutschen Adelsgenossenschaft, Justus Perthes, Gotha 1941, S. 393–396.
- Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Uradeligen Häuser 1917, Jg. 18, Justus Perthes, Gotha 1916, S. 665 ff.
- Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Adeligen Häuser. Der in Deutschland eingeborene Adel (Uradel) 1905, Jg. 6, Justus Perthes, Gotha 1904, S.633 ff.,
- Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Adeligen Häuser. Der in Deutschland eingeborene Adel (Uradel) 1904, Jg. 5, Justus Perthes, Gotha 1903, S.611 ff.,
- Moritz Maria von Weittenhiller: Genealogisches Taschenbuch der Ritter- u. Adels-Geschlechter 1880, Jg. 5, Buschak & Irrgang, Brünn/Wien 1879, S.337 ff.
- Neues allgemeines deutsches Adels-Lexicon, Hrsg. im Vereine mit mehreren Historikern Ernst Heinrich Kneschke, Band 7, Friedrich Voigt, Leipzig 1867.

Sekundärliteratur

- Maria Emanuel Herzog zu Sachsen: *Mäzenatentum in Sachsen*, Verlag Weidlich, Frankfurt am Main 1968. Erläuterungen und Erwähnungen der Familie von Polenz, S. 23, 39, 48. DNB 457999241
- *Stadt und Land Schievelbein seit Wiedergelangung an die Mark Brandenburg*. In: *Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates*, Band 15, Berlin / Posen / Bromberg 1834, S. 289–317.

Einzelnachweise

• • P. Kehr (Bearb.): *Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg, 1. Teil (962–1357)*, (= Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, 36), Otto Hendel, Halle 1899, S. 103.

• • *Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg*, 1. Teil: *Ramvolfus de Polenzke*, in: Nr. 161: 1216. Juli 20. *Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Bischof Ekkehard entscheiden durch Schiedsgericht den Streit zwischen dem Markgrafen von Meissen und der Stadt Leipzig*., Otto Hendel. Halle 1896, S. 136.

• • REGESTEN KAISER SIGISMUNDS (1410–1437) DIE URKUNDEN UND BRIEFE AUS DEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN WEST-, NORD- UND OSTBÖHMENS in: REGESTA IMPERII – XI: REGESTEN KAISER SIGISMUNDS [1410–1437], BAND 2, S. 28, Přemysl Bar, Lukáš Reitinger.

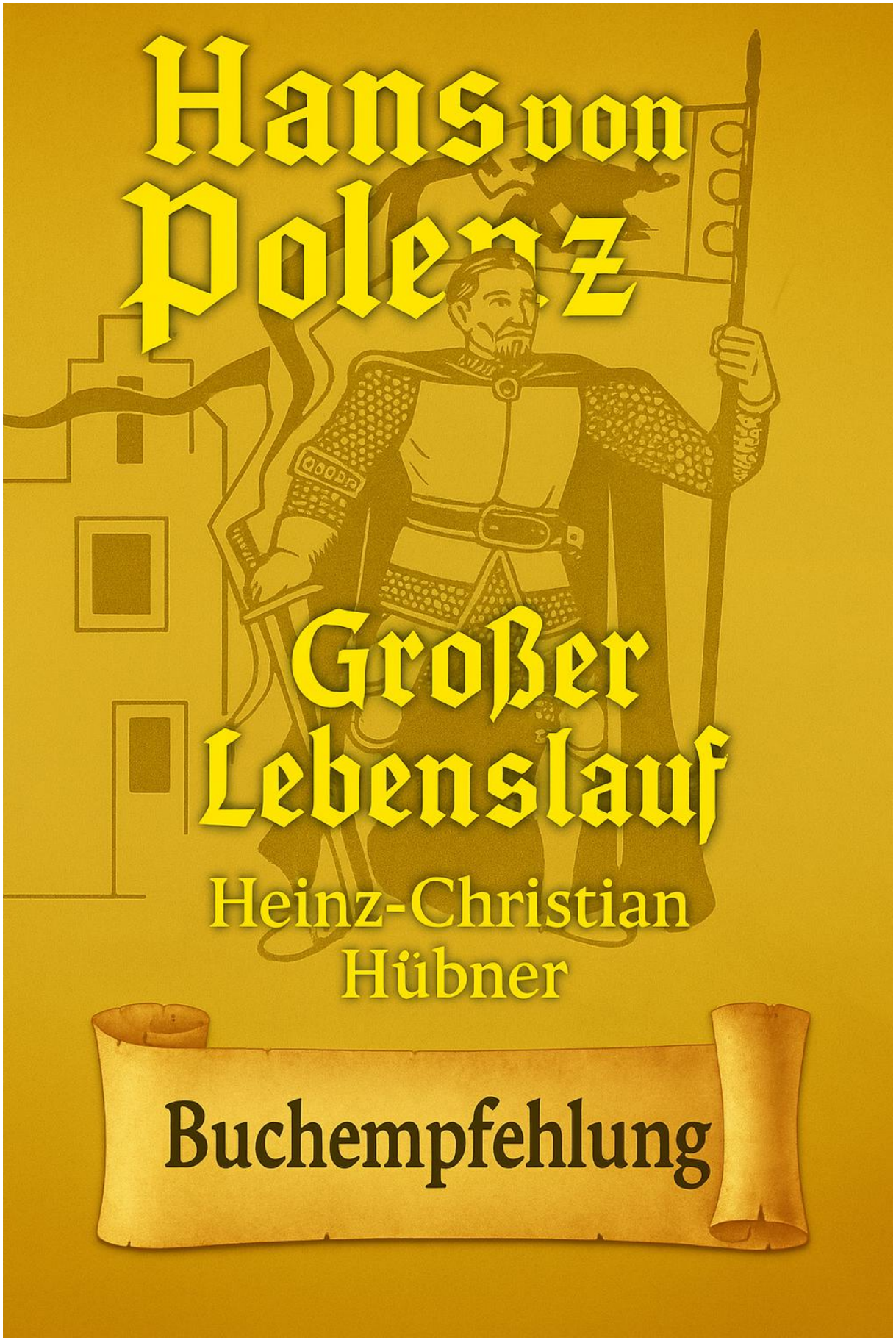
• • August Schumann: *Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen. 1826*, Band 13, *Zottewitz*, Selbstverlag Gebrüder Schumann, Zwickau 1826, S. 698 f.

• • Rudolf Virchow: *Die Landvögte Polenz*. In: *Baltische Studien.* 13. Jahrgang, 2. Heft. Hrsg. Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst, Selbstverlag der Gesellschaft, Stettin 1847. S. 9–34, besonders S. 23 f., S. 32, *auch zu* Christoph Polenz.

• • Fritzsche v. Polentz wurde als erster dieser sächsischen Uradelsfamilie auf Gärtitz erwähnt und als Amtmann von 1478 bis 1490 genannt., in: *Rittergut Gärtitz - Historisches um Döbeln: Zur Geschichte des Rittergutes Gärtitz - Pommlitz. 725 Jahre Gärtitz - 1292 bis 2017*., in: Rittergut Gärtitz, Am Ring 8, 04720 Döbeln. 2023.

• • *Julius Curt von Polenz. Königlich Sächsischer Kammerherr und Klostervoigt, auf Ober-Cunewaldebei Bautzen; Rechtsritter seit 1869*., in: C. Herrlich: *Wochenblatt der Johanniter-Ordens Balley Brandenburg*, Jahrg. 41, Nr. 46, Carl Heymanns Verlag, Druck Julius Sittenfeld, Berlin, den 14. November 1900, S. 271.

8. • 2. Januar 1995, Denkstein im Polenzpark (Schlosspark Cunewalde), in: Manfred Altner: *Sächsische Lebensbilder. Literarische Streifzüge durch die Lößnitz, die Lausitz, Leipzig und Dresden*, 1. Auflage, Edition Reintzsch, Radebeul 2011, S. 73. ISBN 3-930846-25-X.


Hans von Polenz
Großer Lebenslauf
Heinz-Christian Hübner
Buchempfehlung